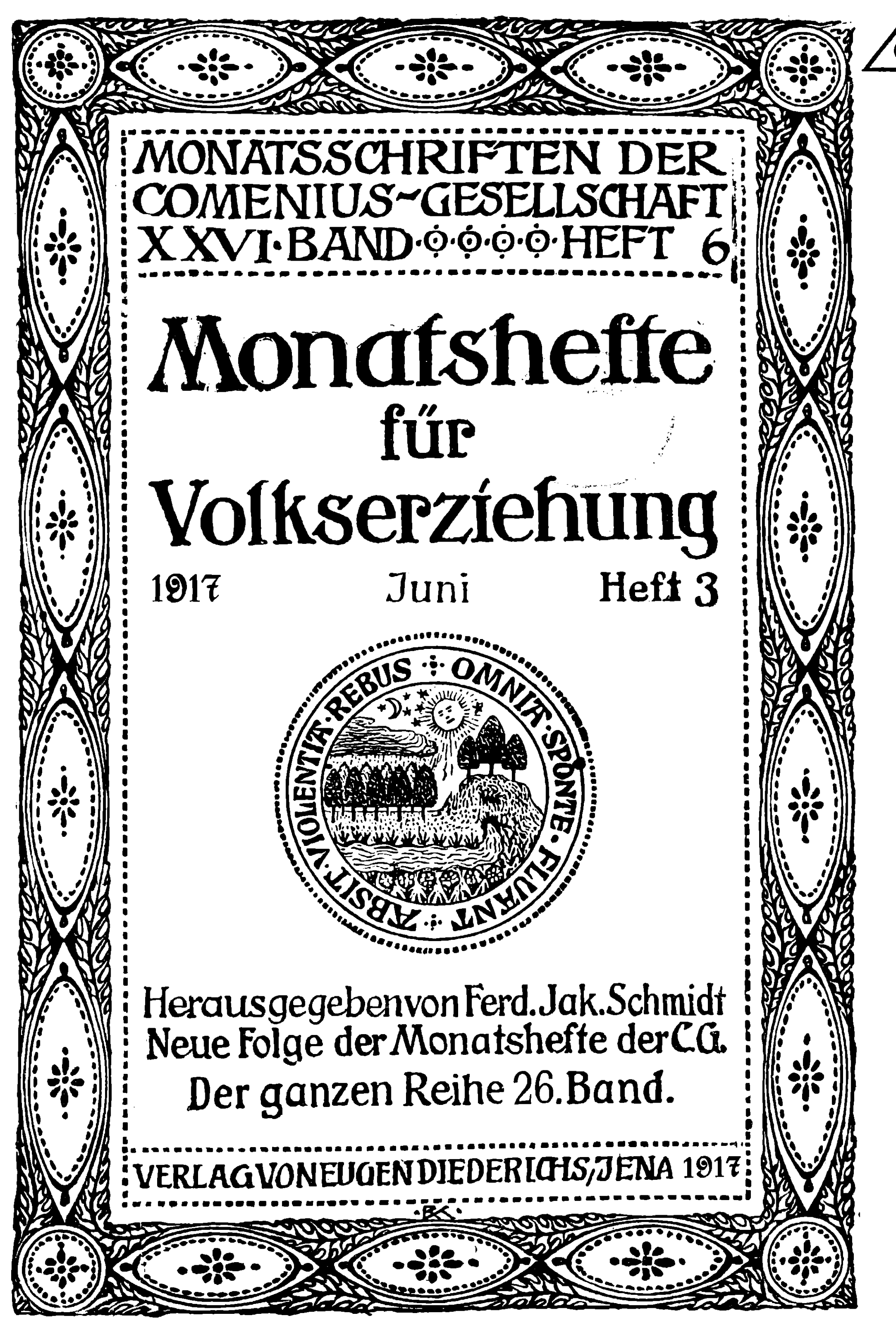


Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
FÜR VOLKS-ERZIEHUNG

SCHRIFTLEITUNG: FERD. JAK. SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 9 | Juni 1917 | Heft 3

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung erscheinen Mitte Februar, April, Juni, Oktober und Dezember. Die Mitglieder erhalten die Blätter gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 4. Einzelne Hefte M. 1,50.

WILHELM VON HUMBOLDT ALS DEUTSCHER STAATSMANN UND PATRIOT

Von Dr. Adolph Kohut



Dem vor gerade 150 Jahren — am 22. Juni 1767 — in Potsdam geborenen und am 8. April 1835 in Tegel bei Berlin verstorbenen geistreichen Gelehrten, Forscher und hervorragenden Staatsmann Wilhelm von Humboldt war zwar nicht vergönnt, die deutschen Stämme geeinigt und ein Deutsches Reich erstehen zu sehen, aber er ahnte frühzeitig, daß dem deutschen Aar beschieden sei, früher oder später seinen siegreichen Flug zu beginnen. Dieser weit ausschauende und großzügige deutsche Politiker war fest davon überzeugt, daß aus der Zerrissenheit und den partikularistischen Strömungen und Bestrebungen der deutschen Einzelstaaten ein einheitliches, mächtiges und starkes deutsches Vaterland erblühen werde.

Zu einer Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung, als der eroberungs- und beutegierige Kaiser der Franzosen, Napoleon I., Preußen in den Staub zu treten suchte und aufs äußerste demütigte, war Wilhelm von Humboldt, gleich dem Freiherrn vom Stein, bemüht, die niedergedrückten Seelen und Gemüter neu aufzurichten, sie mit dem Geist des Idealismus zu erfüllen und in ihnen die Hoffnung auf eine bessere, glücklichere und glorreichere Zukunft zu erwecken. Dieser Staatsmann von wahrhaft perikleischer Hoheit, dessen Seele für alles Schöne, Wahre und Große erglühte, hat in seinen verschiedenen politischen Schriften, Reden und Briefen den Deutschen die Wege gezeigt, auf denen sie zum Ziel gelangen könnte. Er hat die Keime zu einem freien und befreienden deutschen National-Bewußtsein gelegt, und wenn es ihm auch von der Vorsehung nicht beschieden war, das Reifen der Früchte zu erleben, so ist er doch mit

der frohen Zuversicht dahingegangen, daß er nicht umsonst gelebt und gewirkt und daß sein geliebtes deutsches Vaterland, das er so gern mit dem altklassischen Hellas verglich, eine hohe Sendung im europäischen Staatswesen zu erfüllen berufen sei.

Schon frühzeitig regte sich in Wilhelm von Humboldt die politische Denkkraft. Bereits als Zweiundzwanzigjähriger, als er mit seinem ehemaligen Lehrer, dem berühmten Jugendschriftsteller Campe, nach Paris und Versailles gereist war, wo er einigen Sitzungen der Nationalversammlung beiwohnte, erwachte in ihm der Gedanke, daß das deutsche Volk, dieses so treue und tüchtige, das zum Unterschied von dem französischen durch kein revolutionäres Gift in seiner Entwickelung aufgehalten sei, durch die Segnungen der Freiheit und der Verwirklichung großer und vaterländischer Ideen gewissermaßen dazu bestimmt sei, ein ebenso glückliches wie mächtiges Staatswesen zu bilden.

Diesen seinen Anschauungen gab er drei Jahre darauf in zwei hochinteressanten und tiefgründigen Schriften: „Ideen über Staatsverfassungen, durch die französische Revolution veranlaßt" und „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen" beredten Ausdruck. Beide Arbeiten sind vom Hauch der Freiheit und des Idealismus getragen. In ihnen tritt seine glühende Liebe zu seiner Nation in überaus wohltuender Weise zutage. Bei ihm geht der Liberalismus bezw. der Freiheitsgedanke mit der Notwendigkeit eines mächtigen und gefestigten Staatswesens Hand in Hand, und was er in diesen wie in anderen Werken und Reden theoretisch gelehrt, das suchte er als ausübender Staatsmann durch die Praxis, d. h. durch seine freiheitlichen und freisinnigen Handlungen, zu verwirklichen und bestens zu betätigen. Er zählte eben nicht zu jenen Politikern und Diplomaten, die, auf die Höhe der Macht gelangt, die Ideale ihrer Jugend verleugneten und aus einem Saulus ein Paulus wurden. Ein antiker Charakter, kannte er eben keine Mantelträgerei und keine chamäleonartige Umwandlung der Gesinnung. So sehen wir denn, daß er in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen stets derselbe blieb: ein Vorkämpfer des Rechts, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Freiheit, ein Erzieher seines Volkes, ein Herold des Deutschtums und der deutschen Gesinnung.

Als er 1801 auf den Wunsch der preußischen Regierung die Stelle eines Minister-Residenten in Rom annahm und dort bis 1808 blieb, nachdem er zwei Jahre vorher bevollmächtigter Minister geworden war, und als er 1809 mit der Leitung des preußischen Ministeriums des Kultus und des öffentlichen Unterrichts betraut wurde, welches Amt er nur anderthalb Jahre bekleidete, war sein Bestreben stets darauf gerichtet, dem Genius der Freiheit und des Freisinns den Weg zu bahnen, jeden Rückschritt zu bannen und alle nationalen und ethischen Kräfte des preußischen Volks zu entfesseln. Ohne ängstliche Rücksicht nach oben und nach unten verfolgte er mit eiserner Konsequenz jene Ideale, die er als die besten und heilsamsten für den Staat erachtete. Auch in seiner späteren staatsmännischen Wirksamkeit, als er im Frühling 1817 zum Mitglied des neugebildeten Staatsrats ernannt, sowie in den zur Entwerfung der verheißenen Verfassung niedergesetzten Ausschuß berufen und zum Vorsitzenden der zur Beratung des Steuer-Verfassungs-Getetzentwurfs niedergesetzten Kommission ernannt wurde, blieb er sich stets gleich. Nie verleugnete er den Mut seiner eigenen freien

Überzeugung, nie ließ er sich auf Kompromisse ein, wo es galt, geheiligte Grundsätze hochzuhalten und gewissen dunklen Mächten, die auf Kosten des Fortschritts und der Aufklärung ihr unheimliches Wesen trieben, Konzessionen zu machen.

Als dann durch eine Kabinettsordre vom 11. Januar 1819 das preußische Ministerium des Innern eine neue Organisation erhalten und er die Leitung der ständischen und kommunalen Angelegenheiten mit einer Reihe anderer Verwaltungsgegenstände als ein eigenes Fach mit Sitz und Stimme im Staatsministerium erhalten hatte, blieb er beharrlich und unentwegt der Prophet des Deutschtums und des nach seiner Überzeugung damit eng verbundenen freien Menschentums. Alle guten Lehren, die ihm erteilt wurden, nicht so starr an seinen Grundsätzen festzuhalten, sondern mehr einer kautschukartigen Politik Rechnung zu tragen, wies er aufs entschiedenste zurück. Er beugte nicht seinen Rücken, sondern gab lieber seine Würden und seine Ämter auf, als daß er schädigenden und schändlichen Einflüssen Gehör geschenkt hätte. Sein Drängen nach endlicher Durchführung des Verfassungswerks, sein Auftreten gegen die Karlsbader Beschlüsse, die er als „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend" erklärte, zogen ihm zwar die Ungnade seines Königs zu, doch tröstete er sich mit der Tatsache, daß er lediglich der Stimme seines Gewissens gefolgt war und daß der kategorische Imperativ der Pflichterfüllung ihm höher stehen müsse, als die Gunst der Mächtigen dieser Erde.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Staatsmannes Wilhelm von Humboldt sei es mir gestattet, auf einige besonders bemerkenswerte Momente im politischen Leben und Wirken desselben hier näher einzugehen.

Wilhelm von Humboldt hatte weite Reisen nach dem Ausland unternommen. Er lebte viele Jahre hindurch namentlich in Frankreich und Italien, aber seine Sehnsucht trieb ihn stets wieder nach seinem Vaterlande zurück, an dem er mit allen Fasern und Wurzeln seines Herzens hing. Überall lernte er die Vorzüge und Lichtseiten der Nationen kennen, aber nur, um sie zum besten seiner eigenen Landsleute zu verwerten. Unter jedem Himmelsstrich war und blieb er ein echter Deutscher von altem Schrot und Korn; und nicht umsonst schrieb ihm sein treuer Freund, Gesinnungsgenosse und geistiger Wahlverwandter Friedrich von Schiller einmal: „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken." Mit rührender Liebe hing er an dem deutschen Geist und an der „Deutschheit". Schon die deutsche Sprache, die er so meisterhaft handhabte und die er als einer unserer größten und genialsten Sprachforscher aller Zeiten durch wissenschaftliche Werke außerordentlich förderte, erfüllte ihn mit patriotischem Stolz. Mehr noch wie Rom und Hellas, deren Schönheiten und großartigen Schöpfungen er so prächtige Werke widmete, hatte es ihm Deutschland angetan. Verglich er auch wiederholt die deutsche Sprache und Nationalität mit der griechischen, die Wahlverwandtschaft zwischen beiden nachweisend, so gab er doch der deutschen den Vorzug vor der griechischen, indem er ausführte, daß in dem ersteren eine größere Befähigung für den Ausdruck des Gedankens, sowie eine tiefere Innigkeit und Herzlichkeit vorhanden sei. Gerade dieser Vorzüge wegen bezeichnete er die deutsche Sprache und Nation als die „menschlichste".

Die Freiheitskriege von 1813 und 14, die im Herzen des deutschen Volkes die Flammen vaterländischer Begeisterung so gewaltig emporlohen ließen, bemächtigten sich auch seines vaterländischen Empfindens mit elementarer Gewalt. Die politische Unabhängigkeit Deutschlands, die militärische und staatliche Ehre Preußens waren ihm zur Herzenssache geworden, und er setzte seine ganze große geistige Kraft an die Lösung der nationalen Aufgaben der Gegenwart. Mit erstaunlichem Eifer, beharrlich, unentwegt und nie ermattend, arbeitete er an dem Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes. Wie er als Gelehrter und Forscher, sowie als Philosoph die wichtigsten Fragen der Wissenschaft mit größter Gründlichkeit behandelte, so beschäftigten seine Seele jetzt die politische Lage und die Zukunft der Nation. Seine diplomatische Befähigung und sein großer staatsmännischer Charakter traten auch während des Wiener Kongresses, als es galt, die Interessen des preußischen bezw. deutschen Volkes wahrzunehmen, ins hellste Licht.

Den Intriguen, die namentlich von England und Rußland ausgingen, daß man nach der Niederwerfung Napoleons I. sich damit begnügen solle, das Landesgebiet Frankreichs ungeschmälert zu lassen und den Franzosen nur eine mäßige Kriegsentschädigung aufzuerlegen, trat er mit der größten Entschiedenheit entgegen. Er durchschaute sofort die Absicht der beiden Staaten, Preußens Macht nach Möglichkeit einzuschnüren und es nicht groß werden zu lassen. Zu diesem Zwecke verfaßte er ein staatsmännisches Memorandum, daß sich seinen „Gesammelten Werken" befindet[1].

Mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit widerlegt Wilhelm von Humboldt die französisch-russischen Zettelungen. Man hat gesehen, so sagt er unter anderem, daß das französische Königtum dem tollkühnen Unternehmen des größten Abenteuerers habe unterliegen müssen und daß die Idee der Legitimität der französischen Nation nicht fest gewurzelt sei. Vor allem müsse man den Zweck des Krieges ins Auge fassen, und der sei kein anderer als der der Sicherheit Europas. Alles was dazu dienen könne, dürfe und müsse von Frankreich gefordert werden. „Nichts ist im allgemeinen so seltsam als das Raisonnement, das mit Napoleons Gefangennahme der Krieg beendet ist und daß die Alliierten nichts mehr von Frankreich zu fordern haben. Der Krieg wird nicht zu Ende sein, bevor nicht die alliierten Mächte diejenigen Garantien um Schadloshaltung erlangt haben, welche sie mit Recht fordern dürfen. Und die Mächte fordern auch nach der Entfernung Napoleons mit Recht von Frankreich Unterpfänder, daß nicht ein neuer Versuch sie aufs neue zwinge, die Waffen zu ergreifen."

Der Verfasser kommt zu dem Entschluß, daß nur Landabtretungen vom neuen Frankreich diesen Zweck erreichen könnten. Das Gleichgewicht Europas werde in keiner Weise gestört, wenn die deutschen Staaten, die so viel an Frankeich verloren haben, durch Ländergewinn entschädigt werden.

Aufs Einleuchtendste wird in dieser Schrift nachgewiesen, daß der preußische Standpunkt der deutsche und der deutsche Standpunkt der europäische sei.

Freilich mußte der edle Patriot und charaktervolle Staatsmann, gerade während des Kongresses, die betrübende Wahrnehmung machen, daß seine

---

[1] Band 7, S. 279 ff.

redlichen Bemühungen durch die Feigheit, Hinterlist und Frivolität der Gegner Preußens zu Schanden gemacht wurden. Als sich die „Heilige Alliance“, diese Spottgeburt von Bigotterie und Beschränktheit, bildete, mußte er bald zu der Überzeugung kommen, daß er ein Prediger in der Wüste sei und daß er keine Aussicht habe, seine politischen und nationalen Bestrebungen verwirklicht zu sehen.

Es wird erzählt und es scheint uns vollkommen glaubhaft, daß sich der russische Zar Alexander, der eigentliche Vater der Alliance, von den übrigen mit ihm durch dick und dünn gehenden gekrönten Häuptern ausbedungen habe, Humboldt von dem Plane dieser Alliance nicht eher etwas zu sagen, als bis sie abgeschlossen sei.

Das staatsmännische Ideal Humboldts war die freie Bürgerschaft in einem Verfassungsstaate. In seiner erwähnten Schrift über die Grenzen der Staatswirksamkeit spricht er unverhohlen die Ansicht aus, daß die Freiheit die erste und unerläßlichste Bedingung für den wahren Zweck des Menschen sei. Dieser höchste Zweck aber sei kein anderer als die „höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“. Vorbedingung dieser Freiheit sei Sicherheit, folglich die äußerste äußere Sicherheit die unerläßliche Bedingung zur Erreichung des höchsten menschlichen Zweckes und diese Sicherheit sei die Aufgabe des Staates und zwar ihre einzige Aufgabe. Der Staat habe nicht so sehr den positiven Wohlstand der Nation zu fördern, als vielmehr den Zweck, sie sicher zu stellen. Die Ausmusterung der Bürger, das Führen am Gängelband durch die absolute Bureaukratie, möge dem Selbstregieren der freien Bürger Platz machen. Er sagt einmal, daß „die aus der Vereinigung mehrer entstehende Manigfaltigkeit das höchste Gut sei, welches die Generation gibt, und daß diese Manigfaltigkeit verloren gehe, je mehr der Staat seine Wirksamkeit äußere. Der Staat, der zu viel schaffen und zu sehr für die Staatsangehörigen denken wolle, mißkenne die Menschheit und wolle aus den Menschen „Menschlein“ machen“.

Die übermäßige, ausgedehnte Unterordnung des Staates sei nicht nur deshalb zurückzuweisen, weil diese meist einen ungehörigen Zwang mit sich führe, sondern vor allem auch, weil sie die Menschen daran gewöhne, „mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hilfe zu erwarten, als selbst auf Auswege zu denken“. Aber gerade letzteres müsse erstrebt werden, denn mit der abnehmenden Energie des Handelns leide auch der moralische Charakter. Durch Erhöhung der Energie, durch größere Selbständigkeit und Denkfähigkeit des einzelnen werde das ganze Handeln des Menschen gehoben. So könne selbst die anscheinend gewöhnliche Tätigkeit geadelt und veredelt werden durch den Geist und die Kraft dessen, der sie treibe. Nachdem er sich noch eingehender über diesen Gegenstand geäußert, stellt er den folgenden Grundsatz auf: „Der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist. Zu keinem anderen Endzwecke beschränke er ihre Freiheit.“

Ein Schüler Immanuel Kants und von seinen philosophischen und politischen Ideen aufs Mächtigste beeinflußt, schwärmte er gleich ihm für den ewigen Frieden,

doch war er keineswegs Pazifist in dem jetzigen üblichen Sinne, vielmehr sprach er den Satz aus, daß der Staat unter gewissen Umständen, wenn man seine Freiheit und Selbständigkeit bedrohe, gezwungen sei, Krieg zu führen. Er sagt in der „Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“ unter anderem: „Die Menschen sind wie in jedem Zeitalter und verlieren nie ihre ursprüngliche Leidenschaft. Es wird Krieg von selbst anfangen und entsteht er nicht, nun so ist man wenigstens gewiß, daß der Frieden weder durch Gewalt erzwungen noch künstlich herbeigeführt wird. Dann wird der Frieden den Nationen freilich ein ebenso wohltätiges Geschenk sein wie der friedliche Pflüger ein holderes Bild ist, als der blutige Krieger. Und gewiß ist es, denkt man an einen Fortschritt der ganzen Menschheit von Generation zu Generation, so müßten die vorderen Zeitalter immer die friedlicheren sein, aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen, dann sind die Menschen und zwar die freien Menschen friedlich geworden. . . . Soll ich jetzt aus diesem Raisonnement einen zu meinem Endzweck dienenden Grundsatz ziehen, so muß der Staat den Krieg auf keinerlei Weise befördern, allein auch ebensowenig, wenn die Notwendigkeit ihn fördert, ihn gewaltsam verhindern und dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter, sich durch die ganze Nation zu ergießen, völlige Freiheit verstatten; und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie den Waffenübungen der Bürger schlechterdings notwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie denselben nicht bloß die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind.“

In Übereinstimmung mit Fichte, Freiherrn vom Stein und anderen Denkern und Staatsmännern erkannte er in der Erziehung und Bildung des deutschen Volkes das mächtigste und wirksamste Mittel, um den vaterländischen und nationalen Sinn der Nation zu heben und zu kräftigen. Daher schlug er denn auch dem König Friedrich Wilhelm III. die Errichtung der Berliner Universität in einer hochinteressanten Denkschrift, die allein schon ausgereicht hätte, dem Verfasser Unsterblichkeit zu sichern, vor, damit durch die Waffen des Geistes endlich der Erbfeind Deutschlands beseitigt werden könnte. In diesem, aus Königsberg, den 10. Juli 1809, an den Herrscher gerichteten Antrag zur Gründung der Berliner Universität heißt es u. a.: „Weit entfernt, daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einfluß Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen Staatseinrichtungen Eurer Königlichen Majestät geherrscht und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Eurer Majestät Taten können und werden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten, um auf seine intellektuelle und moralische Richtung den entscheidendsten Einfluß auszuüben. Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin beigetragen. Nur solche höheren Institute können ihren Einfluß auch

über die Grenzen des Staates hinaus erstrecken, und wenn Eure Königliche Majestät nunmehr diese Einrichtung förderlich bestätigte und die Ausführung sicherte, so würde Sie Sich aufs neue alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und eine neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen und in einem Zeitpunkt, wo ein Teil Deutschlands verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft einen vielleicht kaum jetzt noch gehofften Freistaat eröffnen. Diese zusammentreffenden Umstände machen dann auch, und dies gibt einen zweiten wichtigen Grund ab, gerade jetzt mehr Männer von entscheidendem Talent als sonst, geneigt, neue Verbindungen einzugehen. ...... Erziehung und Unterricht, die in stürmischen wie in ruhigen Zeiten gleich notwendig sind, werden unabhängig von dem Wechsel, den Zahlungen des Staates so leicht durch die politische Lage und zufällige Umstände erfahren. Auch ein unbilliger Feind schont leichter das Eigentum öffentlicher Anstalten. Die Nation also nimmt mehr Anteil an dem Schulwesen, wenn es auch in pekuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigentum ist und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation tätig mitwirkt."

Aus all diesen Ausführungen ersieht man, daß die Ideale bzw. idealistische Gesinnung, die ethischen Grundanschauungen Wilhelm von Humboldts allezeit zutage traten. In ihm wohnte der stille und unerschütterliche Glaube an das immer siegende Gute. Alle Unglücksfälle und Nackenschläge konnten ihn in diesem seinen Glauben nicht beirren. Die Ethik werde und müsse schließlich die Herzen und Seelen der Menschen durchdringen. Das war seine auf felsenfester Überzeugung ruhende Welt- und Lebensanschauung. „Wenn die Bänder der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen", das war es, was er aus der seinem Herzen besonders nahegelegenen Dichtung, Goethes „Hermann und Dorothea", herausgelesen. „Sich mit festem Mut gegen alle äußeren Stürme zu behaupten, jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht zu widerstehen", das war die Moral, die er unserem Dichterfürsten ablauschte. Der Idealismus Kants und Schillers war seine Religion. Bis zu seinem letzten Atemhauch lebte in ihm jener Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

Mag hier zum Schluß noch ein Ausspruch mitgeteilt werden, der sich in seinen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", befindet und den man als ein goldenes Wort von unvergänglichem Wert bezeichnen kann:

Man glaube nicht, daß jene Geistesfreiheit und Aufklärung nur für einige Wenige des Volkes sei, für den größeren Teil desselben, dessen Freiheit durch die Sorgen für die physischen Bedürfnisse des Lebens erschöpft sind, sie unnütz bleiben, oder gar nachteilig werden, daß man auf ihn nur durch Verbreitung bestimmter Sätze, durch Einschränkung der Denkfreiheit wirken kann. Es liegt schon an sich etwas die Menschheit Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgend einem Menschen das Recht abzusprechen, ein Mensch zu sein. Keiner

steht auf einer so niedrigen Stufe der Kultur, daß er zur Erreichung einer höheren unfähig wäre. Und sollten auch die aufgeklärten Religionen und philosophischen Ideen auf einen großen Teil der Bürger nicht unmittelbar übergehen können, sollte man dieser Klasse von Menschen, um sich in ihre Ideen einzuschmiegen, die Wahrheit in einem anderen Kleide vortragen müssen, als man sonst wählen würde, sollte man genötigt sein, mehr zu ihrer Einbildungskraft und zu ihren Herzen, als zu ihrer kalten Vernunft zu reden, so verbreitet sich doch die Erwärmung, welche alle wissenschaftliche Erkenntnis durch Freiheit und Aufklärung erhält, auch bis auf sie herunter, so dehnen sich doch die wohltätigen Fühler der freien uneingeschränkten Untersuchung auf den Geist und den Charakter der ganzen Nation bis an ihre geringsten Individuen hinein aus.

DIE HEBUNG DER VOLKSBILDUNG

Von H. Torbeck-Essen



as ist Bildung? Was ist Volksbildung? So oft auch schon der Versuch gemacht worden ist, eine klare Darlegung des Begriffes „Bildung" zu geben, ebenso oft ist der Versuch gescheitert. Mir liegt fern, diese vergeblichen Versuche um einen neuen zu vermehren, ich will hier nur das Gemeinsame aller Erklärungen herausschälen, aus dem sich ersehen läßt, was die Bildung bezweckt. Aus dem Zweck wird dann hervorgehen, was unter Bildung zu verstehen ist. Das Wort Bildung kennzeichnet eine Tätigkeit und in dieser Tätigkeit liegt auch der Zweck. Auf den einzelnen Menschen erstreckt, will diese Tätigkeit den Menschen befähigen, Erfahrungen, Kenntnisse und Erkenntnisse, auf welchem Wege sie auch vermittelt wurden, durch innere Verarbeitung zu dauerndem Besitztum zu machen, und nicht allein zum toten Besitz, sondern zu einer treibenden Kraft, die die in jedem Menschen liegenden Kräfte zu immer größerer Vollkommenheit bringt, oder wie gesagt worden ist, das Erlebte auch zu einem „inneren Erlebnis" werden läßt. Das ist das Gemeinsame aller Erklärungen: Nicht Können und Wissen ist Bildung, sondern erst, wenn Können und Wissen zu einem inneren Erlebnis geworden ist. Erst dann wird der Mensch fruchtbringend Stellung zu seiner Umwelt nehmen können, erst dann wird Wissen Macht sein, Macht in dem Sinne, daß ein gebildeter Mensch ein freier Mensch ist, der den Wert seiner Persönlichkeit erkannt hat und stolz darauf ist, unabhängig von äußeren Gewalten sein freies, sittliches Leben zu führen. Nicht auf den Umfang des Wissens kommt es an, sondern auf die mehr oder weniger intensive innere Verarbeitung des Wissens. Ein gebildeter Mensch ist ein freier Mensch und zugleich ein sittlich guter Mensch. Freiheit ohne Sittlichkeit ist keine Freiheit, ist Sklaventum. Freiheit muß aber in stetem Kampfe liegen gegen die sie bedrängenden Fesseln, sie muß stetig auf der Wacht sein, sich stetig verteidigen, d. h. Bildung, das Grundelement der Freiheit darf nicht stillstehen, muß sich stetig weiterentwickeln, stetig wachsen. Schon im Worte selbst liegt das fortwährende Streben nach weiterer Vollkommenheit. Dieses Streben richtet

sich nun nicht so sehr auf Erweiterung der positiven Kenntnisse, wenn diese auch notwendig sind, sondern in der Stärkung der seelischen Kräfte. Gerade die Entwickelung der seelischen Kräfte, die durch die in den letzten Jahren allzusehr betonte Verstandesentwickelung in den Hintergrund gedrückt war, ist für den Einzelmenschen das wichtigste Moment. Eine einseitige intellektuelle Bevorzugung führt unweigerlich zum Abgrund, zur Verknöcherung, während die harmonische Entwickelung: Individualismus und Intellektualismus den Menschen zu der Menschheit Höhen führt.

Der ausgeprägteste Individualismus steht aber keineswegs in Gegensatz zur Volksgesamtheit, damit auch die Einzelbildung nicht in Gegensatz zur Volksbildung. Der Begriff der Volksbildung ist übrigens noch schwankender als der der Bildung, obwohl man bei Volksbildung viel eher an eine Tätigkeit, das Volk zu bilden, denkt. Unter Volksbildung ist nun keineswegs verstanden, das Volk auf eine gewisse gleichmäßige Bildungshöhe, oder wie gesagt wird, von einem Niveau auf ein höheres zu bringen. Dieser Versuch wäre gänzlich verfehlt, da das Volk zwar aus Individuen besteht, aber kein Sammelbecken von Individuen ist, und eine Uniformierung aller Individuen eine Unmöglichkeit ist. Auch von einem Durchschnittsmaß der Bildung kann man nicht sprechen. Woran soll Bildung gemessen werden? Bildung ist ein unmeßbarer Begriff. Wir sprechen allerdings von einer niederen und einer höheren Bildung, das sind aber nur Bilder, ein Vergleichsobjekt, das als Maßstab dienen könnte, gibt es nicht. Das Volk ist gebildet, dessen Einzelglieder gebildet sind, je gebildeter diese, desto höher der Bildungsstand des Volkes. Es ist keine Auflösung des Volkes in Individuen, was durch die Volksbildung erreicht wird, sondern im Gegenteil eine Festigung des Gemeinschaftsgefühls, da die Bildung nicht wie der materielle Besitz Einzelgut ist und sein kann, sondern die mannigfachsten Beziehungen der Individuen untereinander bedingt und voraussetzt.

Ist es aber notwendig, daß Volksbildung getrieben wird? Es ist in letzter Zeit darauf verwiesen worden, daß unsere Nation zu der Zeit, als nur wenige sich zu den Gebildeten rechnen konnten, als die größere Masse des Volkes noch nicht lesen und schreiben konnte, glücklicher und zufriedener, in größerer geistiger Einheit gelebt habe als heute, da der Bildungshunger erwacht sei. Daß die Menschen in damaliger Zeit zufriedener lebten, mag nicht bestritten werden, auch nicht, daß sie vielleicht in größerer geistiger Einheit lebten. Es kommt nur darauf an, worin diese geistige Einheit bestand. War diese geistige Einheit nicht darauf gegründet, daß die große Masse nicht teil hatte und nicht teilnehmen konnte an den Errungenschaften der damaligen Geisteswelt? Begünstigte nicht das herrschende Patriarchenverhältnis diese sogenannte geistige Einheit? Weshalb geht durch unsere Zeit — die Zeit vor dem Kriege, denn die jetzige kann als Ausnahmezeit nicht in Betracht kommen, erleben wir doch gerade jetzt eine Einheit unseres Volkes, auch in geistiger Beziehung, wie sie noch kein Zeitalter gesehen hat — ein so großer Zug von Unzufriedenheit? Die Zeit vor dem Kriege war das Zeitalter des Intellektualismus. Intellektualismus ist aber der Freund des Egoismus, der Feind des Gemeinschaftswillens, also auch der der Volksbildung. Es ist eine Notwendigkeit für unser Volk, von dem beschrittenen Wege abzugehen und darauf hinzuarbeiten, die reichen, in ihm schlummernden seelischen Kräfte zu wecken, zur Entfaltung zu bringen. Nicht der Verstandesmensch ist frei, sondern nur der, dessen Verstandes- und Seelen-

kräfte sich harmonisch entfalten. Nicht das Volk, das vermöge seiner hochentwickelten Verstandeskräfte einen Hochstand der Zivilisation erreicht hat, ist das glückliche, sondern das durch die Harmonie seiner Verstandeskräfte und seiner Seelenkräfte ein Kulturvolk geworden ist. Nur das Streben nach Kultur macht ein Volk frei, nicht die Zivilisation. Ein zivilisiertes Volk ist nur mit losen Banden an seine Nation gebunden, es kann die Güter, die die Nation gibt, nicht schätzen; nur ein Kulturvolk schützt seine heiligsten Güter, die in dem Begriffe der Freiheit vereinigt sind. Es ist ein Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation. Hier krasser Egoismus, dort aufopferungsvoller Gemeinschaftswille. Und doch kann Kultur ohne Zivilisation nicht sein, denn diese schafft jener die Waffen und das Rüstzeug zur Verteidigung und zum höheren Aufstieg. Daß unser Volk aber den Ruhmestitel eines Kulturvolkes erhält und behält, dazu müssen alle Kräfte gleichmäßig gebildet werden, es muß Volksbildung getrieben werden. Fritz versteht unter Volksbildung „die Durchdringung des Geisteslebens des gesamten Volkskörpers auch mit sittlichen Kräften, mit dem Ziele harmonischer Menschenbildung“[1]. Wenn in der Bildung der Mensch sein eigenes Selbst verwirklichen soll, wenn das Geistigwerden seine erste Aufgabe ist, dann ist es sicher die wichtigste Aufgabe eines Volkes, durch die Volksbildung jenes Ziel zu erreichen, das in dem Worte Kultur eingeschlossen ist, das wir in Gegensatz gestellt haben zur Zivilisation. Es ist der Wille zum Geistigwerden, zur Ewigkeit, dieser muß in dem Volke wieder erwachen und erstarken. Der Verknöcherung, der der einseitige Intellektualismus nur Vorschub leistet, muß Einhalt getan werden. Die Welt ist entgöttert, klagen die Philosophen, die die blendenden Gefahren der Verstandesbildung erkannt haben. Lenken wir den Blick des Volkes wieder auf die Welt der Ideale, dann wird es bewußt glücklich werden, dann wird eine bewußte, wirkliche Einheit unser Volk umschlingen.

So schwer die Aufgabe auch ist, so viele, fast unüberwindliche Hindernisse sich dem entgegenstellen, sie muß geleistet werden zum Nutzen unseres Volkes. Da ist es nötig, von Grund auf umzulernen, bei der Jugend beginnend. So beachtenswerte Erfolge auch unsere Schulen errungen haben, sie könnten für eine noch größere Vertiefung wirken, wenn sie mehr Bildungsschule statt Arbeitsschule, mehr Erziehungsanstalt statt Vorbereitung für den künftigen Beruf sein wollten. Ich will hier nicht auf die Streitfrage, ob Einheitsschule, ob Beibehaltung unserer heutigen Schulsysteme, eingehen, nur eins möchte ich bemerken, daß auch unsere heutigen Schulen allzusehr der Zeitströmung gefolgt sind und die Bildung des Verstandes zu sehr bevorzugt haben. Auch unsere Universitäten sind nicht von dem Vorwurf freizusprechen, allzusehr in das Spezialstudium verfallen zu sein, die philosophische Vertiefung der Studierenden zu wenig beachtet zu haben. Was von den höheren Schulen gilt, gilt in verschärftem Maße von den Fachschulen. Die Verhältnisse liegen hier zwar viel schwieriger, da die Fachschulen Fachwissen vermitteln sollen. Dessenungeachtet ist es aber auch ihre Aufgabe, an der Hebung der Volksbildung mitzuarbeiten durch größere Betonung der Fächer, die geeignet sind, das Seelenleben der Schüler zu fördern. Gerade das Alter, das für die Fachschulen und Fortbildungsschulen in Betracht kommt, ist das für alle Eindrücke empfänglichste. Die

[1] Fritz: Die Bedeutung der modernen Bildungsbibliothek für die Förderung der Volkswohlfahrt.

Zeit der Reife weckt in der jugendlichen Seele Triebe und Kräfte, die, in die richtigen Bahnen zu lenken, ein großes pädagogisches Geschick voraussetzen, die aber dem Lehrer wie dem Schüler den reichsten Lohn bringen können. Trotz der Mängel, die sowohl den höheren Schulen und den Universitäten wie auch den Fach- und Fortbildungsschulen anhaften, haben sie doch auch an ihrem Teil dazu beigetragen, die Volksbildung zu heben, so gut es die Zeitströmung zuließ. Nur für den Arbeiter fehlten Einrichtungen, die auf seine Weiterbildung bedacht waren. Da setzte in Erkenntnis der Wichtigkeit der Volksbildung eine Bewegung ein, die auch dem Arbeiter, dem Handwerker die Möglichkeit gaben, sich auf geistigem Gebiet mit Vermeidung der Bevorzugung seines Berufes, weiterzubilden. Studentische Unterrichtskurse wollten dem Arbeiter die vergessenen Volksschulkenntnisse wieder auffrischen helfen und neue Grundkenntnisse geben, die Volkshochschulkurse wollten die arbeitenden Klassen einführen in den Geist der Wissenschaften, sie auf eine höhere Warte des Lebens stellen. Aber wieder legte man das Hauptgewicht auf die verstandesmäßige Bildung. Die Folge war, daß der Arbeiter diese Kurse besuchte, um sich auszurüsten auch mit geistigen Waffen, um seinen „Kampf ums Dasein", der bei ihm im großen und ganzen der Kampf mit dem angeblich herrschenden und bedrückenden Unternehmertum war, erfolgreicher durchzuführen. So gewann der Intellektualismus immer neue Anhänger und wir waren auf dem abschüssigen Wege, von einem Volke der Dichter und Denker zu einem Volk nur der Denker zu werden. Auch hier ist der Krieg Erwecker gewesen. So hoch auch die Anerkennung ist, die der Krieg der Technik, der Spezialiwssenschaft gebracht hat, so hat er doch auch in nie geahnter Fülle dargetan, wie reich noch unser Volk an seelischen Kräften war und ist, und daß es nur eines Anstoßes bedurfte, sie zu wecken und zur höchsten Blüte zu bringen. An die Stelle des durch den Intellektualismus großgezüchteten Egoismus trat eine Opferwilligkeit, wie wir sie vor dem Kriege nie für möglich gehalten hätten. Gemeinschaftswille statt Einzelwille, das war die Losung, und sie soll es auch in Zukunft sein. Durch die enge Gemeinschaft im Schützengraben werden sich arbeitende und besitzende Klassen nahe gekommen sein, einer wird des anderen Wesensart besser erkannt haben und diese Erkenntnis als beste Frucht des Krieges nach Hause tragen. Die Gegensätze werden zwar bleiben, das gegenseitige Mißtrauen wird aber hoffentlich geschwunden sein, da beide Teile erkannt haben, das Höchste ist die Gemeinschaft des Staates und daß für diese Gemeinschaft auch in Friedenszeiten die besten Kräfte einzusetzen sind. Diese Gemeinschaft wird sich auch ausdehnen auf das, was nur im Schutze der höchsten Gemeinschaft des Staates leben und sich entwickeln kann, auf die Kultur und ihre Errungenschaften in Kunst, Literatur und Wissenschaft, mit anderen Worten, die Hebung der Volksbildung wird dieses Band der Gemeinschaft noch fester knüpfen.

Eine Einrichtung bemüht sich schon seit Jahrzehnten und besonders im letzten Jahrzehnt um die Durchdringung des Gemeinschaftswillens, um die Festigung des Bandes. Wenn die Volksbücherei auch in Anbetracht ihres kurzen Bestehens noch nicht allzu greifbare Erfolge aufzuweisen hat, so kann sie trotz mancher Ableugnungen stolz sein auf ihre segensreiche Arbeit. Gerade die Arbeit auf dem Gebiete der Volksbildung ist nicht für heute, die Früchte der jetzigen Aussaat werden erst die nach uns kommenden Geschlechter ernten. Ich will hier nicht auf die Geschichte

der Volksbüchereibewegung eingehen und mich nicht in den Streit über die bessere Organisationsform einmischen, nur eins sei mir zu sagen gestattet. Nach meiner Ansicht kann eine Bücherei, die einen großen Teil des Volkes wegen der nicht genügenden Vorbildung oder aus sonstigen Gründen ausschließt, nicht an der allgemeinen Volksbildung erfolgreich arbeiten. Manche Bibliotheken wollen Erziehung treiben und glauben deshalb dem vorgeschritteneren Leser, vornehmlich ist an den gelernten, wissensdurstigen Arbeiter gedacht, den Vorzug geben zu müssen. Diese Bücherhallen begrenzen den Begriff der Volksbildung willkürlich und ungerechtfertigt. Ein großer Anreiz zu diesem Vorgehen liegt ja in den schneller sichtbaren Erfolgen bei einzelnen Lesern, bei denen der Boden vorbereitet war. Sollen aber die vielen „Ungelernten“ deshalb ausgeschlossen bleiben? Eine Volksbücherei, die sich ihrer Aufgabe voll bewußt ist, muß auch diese in ihren Leserkreis aufnehmen. Nun ist ja sicher, daß den Ungebildeten durch Bücherlesen allein keine Bildung vermittelt und damit auch die Volksbildung absolut nicht gehoben werden kann. Im übrigen kann m. E. die Volksbücherei auch keine Bildung geben, sie kann nur den Boden bereiten zur Aufnahme des Samens und das geschieht größtenteils durch Lesen. Es zeigt sich natürlich auch hier eine große Verschiedenartigkeit, bei dem einen wollen sich keine Erfolge zeigen, bei dem anderen kommen sie schnell zutage. Auch hier heißt es, große Geduld zu üben und nicht den Glauben und die Hoffnung auf Erfolg zu verlieren. Still und unbewußt wächst auch in dem Menschen, der bisher der Bücherwelt und ihren Werten für das innere Leben gleichgültig gegenüberstand, der Keim, aus dem die Bildung sproßt. Das Lesen einiger oder auch vieler Bücher macht nicht gebildet, aber es reinigt den bisher steinigen Boden, macht ihn aufnahmefähiger, der Beackerung zugänglich. Ob diese Beackerung durch planmäßiges Hinauflesen, bewirkt durch äußere Beeinflussung, geschehen kann, ist mir zweifelhaft, jedenfalls bleiben es Ausnahmen. Die Bücher, die hier in Betracht kommen können, sind die Unterhaltungsbücher, die von den Ästheten als nicht „gute“ bezeichnet werden, dazu gehören auch die vielgeschmähten Abenteurergeschichten und Reiseromane, die uns in unserer Jugend die Seele mit reichen Bildern erfüllten und unsere Phantasie hinausführten in die Reichtümer und Seltsamkeiten der fernen Länder. Wer diese Stunden nie genossen hat, den kann ich nur bedauern wegen des Verlustes vieler Stunden, die auch zu den erhebenden gehören. Und warum soll heute nun die große Masse, die im Lärm der Fabriken, im Staub der Werkstätten fast verlernt hat, ihre Gedanken über den engen Kreis ihrer täglichen Berufsarbeit hinauszurichten, diese Stunden der Erhebung, meinetwegen auch nur des Ausruhens nicht mehr genießen? Die Volksbüchereien sollen keine Unterhaltungsanstalt sein, denn Unterhaltung ist der Feind jeglicher Bildung, heißt es. Andere, weniger radikal, wollen nur ästhetisch gute Bücher in den Büchereien wissen. Damit ist aber der Volksbildung nicht gedient, denn diese gute Unterhaltungsliteratur ist für den gemeinen Mann unverdaulich. Der Mann des Volkes benutzt die Volksbücherei in der Regel der Unterhaltung wegen, gewiß, das ist aber kein Grund, sie deswegen zu verdammen. Wie aus dem Spiel der Kinder manches für den Körper und die Seele Wertvolles herausgeholt werden kann und wird, so auch aus dem minder guten Unterhaltungsbuch, das mit Schundliteratur nicht verwechselt werden darf. Das Lesen einer Erzählung, einer Novelle oder eines Romans hilft dem Leser nicht nur über ein paar müßige Stunden hinweg,

dann könnte er auch ins Kino gehen, da hätte er es noch bequemer, sondern regt ihn auch an, über dies und jenes nachzudenken, bei dieser oder jener Stelle zu verweilen, Vergleiche zu ziehen mit dem wirklichen Leben. Anfangs nur hin und wieder, später aber öfters befassen sich seine Gedanken mit sich selbst, mit dem Zweck seines Daseins, sie schweifen hinaus über das Diesseits. Wenn solche Gedanken auch nicht allzuoft kommen und sie auch bei der Ungeübtheit des Lesers kaum sichtbare Erfolge zeitigen werden, so bereiten sie doch den Boden vor. Der Leser wird sich zwar kaum selbst hinauflesen, viel wahrscheinlicher ist, daß das Samenkorn der Bildung erst bei den Kindern zum Keimen und bei noch späteren Generationen zur Frucht gelangen wird. Ist nicht aber auch dies ein Hinauflesen, wenn auch ein sehr langsames, und ist es nicht ein für die Volksbildung wichtigeres Moment als das schnelle Hinauflesen einzelner Ausnahmen?

Der ganze Erfolg wird aber in Frage gestellt, wenn die Volksbüchereien nicht Bücher aller Gattungen, von den weniger guten Unterhaltungsschriften bis zum gelehrten Werk den Lesern zur Verfügung stellen kann. Man muß sich in die Seele eines völlig ungebildeten Arbeiters hineindenken, um das Mißtrauen zu verstehen, mit dem er an ein Buch herangeht, wenn es nicht gerade zur Schundliteratur gehört, die noch immer die Volksseele vergiftet. Dieses Mißtrauen richtet sich auch gegen die Volksbücherei. Ist er aber überzeugt worden, daß diese ihm einen seinen geistigen Bedürfnissen entsprechenden Lesestoff geben kann, dann ist der erste Widerstand behoben und ein Grundstein zu dem hochragenden Bildungsgebäude gelegt. Ob er sich hinaufliest, hängt von seinen Geistesgaben ab, allzu häufig wird es nicht sein. Ein Verlust ist auch dieses nicht. Zeugt übrigens das Hinauflesen von einer größeren oder einer geringeren Bildungsfähigkeit? Mir scheint eher von einem Trieb, sich Kenntnisse anzueignen, um den „Kampf ums Dasein“ besser bestehen zu können, ist also von dieser Seite aus betrachtet, wie schon oben dargelegt, eher ein Hindernis der Bildung. Der einfache Mann, die einfache Frau ist in der Regel nach des Tages Arbeit, die nicht nur seinen Körper ermüdet, sondern auch gewisse Forderungen an seinen Geist stellt, mögen diese auch noch so gering sein, nicht mehr willens und imstande, ein Buch, das seine Denkkraft in Anspruch nimmt, zu lesen. Er will etwas fürs Gemüt, und in diesem volkstümlichen Ausdruck offenbart sich eine Seite seines Wesens, die nicht zu unterschätzen ist. Wer beobachten konnte, wie der einfache Leser das Schicksal seines Helden verfolgt, wie er es zu seinem eigenen macht, der wird kaum bezweifeln können, daß auch hier ein Gewinn verzeichnet werden kann zum Nutzen der Volksbildung. Die Gefahr, daß der Leser sich der Wirklichkeit entfremde durch Aufnahme allzu phantasiereicher Bilder, ist sehr gering, dafür hat er durch seine Arbeit zuviel Wirklichkeitssinn erhalten. Auch eine Verödung seines Geistes ist kaum zu befürchten und kann in keinem Falle bewiesen werden. Ausgenommen ist hier die Vergiftung des jugendlichen, unreifen Geistes durch Lesen der Schundliteratur, die kein Ausruhen duldet, sondern die Phantasie immerfort aufpeitscht.

Die Mehrzahl unserer heutigen Volksbüchereien vertreten diesen Standpunkt und sie müssen ihn vertreten, wenn sie der Volksbildung dienen wollen. Leider sind die Verhältnisse in vielen Städten so, daß neben der Volksbücherei noch eine wissenschatfliche Bibliothek, eine Stadtbibliothek besteht. Wenn beide vereinigt würden, wie es schon in einigen Städten geschehen ist, dann würde m. E. diese

Einheitsbücherei eine noch größere Wirkung ausüben können, da sie dann in Wirklichkeit die Gesamtheit der Leser umfassen würde und dadurch anregender wirken könnte. Es würden wahrscheinlich auch viele Vorwürfe verstummen, die, wenn auch ungerechtfertigterweise, von einer Nur-Unterhaltungsbücherei sprechen.

WAS IST AUS DER KINOREFORM GEWORDEN?

Von Dr. W. Warstat - Altona-Ottensen.



rei Hauptprobleme hatten sich vor dem Kriege innerhalb der ausgebreiteten Kinoreformbewegung als die wichtigsten und brennendsten allmählich herausgestellt. An der Spitze stand zunächst das Problem der kulturellen Hebung des Kinos, dann folgte das Problem Kino und Jugend; endlich aber war ganz in der letzten Zeit das nationalwirtschaftliche Problem der Kinoreform immer weiteren Kreisen als hervorragend wichtig aufgegangen, die Frage nämlich, wie man den deutschen Filmmarkt von der Vorherrschaft der ausländischen, namentlich der französischen Filmindustrie befreien und das Emporkommen der deutschen Filmindustrie fördern könne.

Wichtige Arbeit war innerhalb der Kinoreform nach allen drei Richtungen geleistet worden, schon sah man Weg und Ziel — da kam der Krieg ! Und alsbald zeigte es sich, daß die Kinoreformbewegung doch noch nicht genügend tiefe Wurzel im kulturellen Bewußtsein unseres Volkes geschlagen hatte; denn sie fiel nach den ersten Monaten der Kriegszeit zum Opfer. Ihre beiden wichtigsten Zeitschriften: „Bild und Film", herausgegeben von der „Lichtbilderei" in München-Gladbach, und „Film und Lichtbild", herausgegeben von der Stuttgarter Deutschen Verlagsgesellschaft „Union", stellten ihr Erscheinen ein, die Organisationen der Kinoreformer, die in der Bildung begriffen waren, wurden zersprengt, es setzte ein völliger Stillstand auf ihrem gesamten Arbeitsgebiete ein.

Allerdings hatte auch das Kinowesen selbst zu Anfang schwer unter dem Kriege zu leiden. Obgleich es sich möglichst an die Volksstimmung anpaßte, obgleich die Helden der Kinodramen fast alle auch „feldgrau" wurden und Kriegsdramen und Kriegsbilder den Spielplan der Kinotheater beherrschten, mußten doch sehr viele Kinos ihren Betrieb einstellen. Aber diese kritische Zeit ist inzwischen längst überwunden. Dichter als je vorher drängt sich die Menge in die Kinos, und gerade wegen der zunehmenden Teuerung auf allen Gebieten sowie infolge des Bedürfnisses nach leichter Unterhaltung, das unter dem Druck der Kriegszeit als Gegengewicht psychologisch verständlich erscheint, sind die Kinos die billigsten und beliebtesten Unterhaltungsstätten geworden.

Trotz dieser Wiederbelebung und trotz des Aufschwungs des Kinowesens hat man aber von einer neuen Regung auf dem Gebiete der Kinoreform bisher so gut wie nichts gehört. Und dennoch hat gerade während der letzten Kriegszeit das deutsche Kinowesen in mancher Beziehung eine Entwickelung genommen und

Erscheinungen gezeitigt, die schon jetzt, vor allem aber auch nach dem Kriege, die Kinoreform vor eine Reihe weiterer Aufgaben stellen.

Man muß allerdings zugeben, daß jetzt während des Krieges doch auch schon gewisse Erfolge der bisherigen Kinoreformbewegung zutage getreten sind. Vor allem scheint die Jugendfrage für den Kino jetzt so ziemlich gelöst zu sein. Schon vor dem Kriege war durch Ministerialerlasse und gesetzliche sowie polizeiliche Verfügungen in den einzelnen deutschen Staaten der Kinobesuch Jugendlicher eingeschränkt und geregelt worden[1]. Und im allgemeinen hat sich diese Regelung wohl auch während des Krieges bewährt, so daß nur selten die Generalkommandos ihrerseits durch Verordnungen in dieser Frage eingreifen mußten.

Dafür hat aber die Kinoreform auf ihren kulturellen Betätigungsgebieten: belehrende, Jugend- und Schulkinematographie, Kampf gegen den Schundfilm und Veredelung der dramatischen Kinematographie, schwere Einbuße erlitten. Von belehrender Kinematographie ist heute so gut wie überhaupt nicht mehr die Rede. Nachdem zu Anfang des Krieges einige deutsche Filmfabriken es versucht hatten, durch zusammenhängende Filmserien uns über die Natur der verschiedenen Kriegsschauplätze, über die technischen, sanitären, verkehrstechnischen Hilfsmittel des Krieges u. a. zu belehren, sind heute diese belehrenden Aufnahmen gänzlich verschwunden Nur die kinematographischen Wochenberichte vom Kriegsschauplatze halten sich noch auf dem Spielplane der Theater und sind das einzige, was noch anstandshalber im Kino an den Krieg erinnert. Landschafts-, Pflanzen-, Tieraufnahmen sieht man heute dort überhaupt nicht mehr, ebensowenig technisch-industrielle Aufnahmen. Der ganze Spielplan des Kinos ist im übrigen der Unterhaltung gewidmet.

Auch in der Unterhaltungskinematographie zeigt sich nun bis zu einem gewissen Maße noch der segensreiche Einfluß der Kinoreformbewegung und der von ihr durchgesetzten Filmzensur. Die beiden gefährlichsten Gattungen der Schundfilme, die erotischen und die kriminellen Schundfilme sind entschieden seltener geworden als vor dem Kriege, und wo ein derartiger Film doch einmal der Zensur entschlüpft, da fassen gelegentlich wohl noch die einzelnen Generalkommandos mit Verboten zu. Dafür hat die dritte Gattung der Schundfilme, der geschmacklose Schundfilm, in der Kriegszeit wieder neue Zweige und Ableger getrieben. Da findet sich der „Bandwurmfilm", der in endlosen Fortsetzungen, „Serien", die Beliebtheit einer Gestalt oder eine mehr oder weniger gute Idee bis zum letzten Blutstropfen oder besser bis zu trostloser Langeweile ausschlachtet. Da findet sich der sensationelle Film, der sich besonders gern in das Gewand des Detektivdramas kleidet. Bezeichnend für diese Sorte von Filmen ist übrigens die Tatsache, daß ausgerechnet während der Kriegszeit deutsche Kinoschauspieler es für angebracht halten, uns in „amerikanischer" Maske auf dem Film vor Augen zu treten; nämlich als „amerikanische" Detektivs mit englischen Namen (Stuart Webbs, Tom Shark u. a.). In deutschen Kinotheatern weiß man zur Zeit des Weltkrieges nichts anderes aufzuführen als Detektivfilme in englisch-amerikanischer

---

[1] Vgl. A. Hellwig, Rechtsquellen des öffentlichen Kinematographenrechts. M.-Gladbach 1913.

Aufmachung, in denen mit englischen Namen und amerikanischer „Smartness" herumgeworfen wird. Werden nach Jahren unsere Nachkommen diese Tatsache endlich als völlig unbegreiflich, oder werden auch sie diese nationale Selbstvergessenheit noch immer als für Deutsche selbstverständlich ansehen? Als dritte neue Gattung des geschmacklosen Films mag der Snob-Film erwähnt sein, der uns mit Vorliebe das üppige und luxuriöse Leben von Tagedieben und Welt- bzw. Halbweltdamen schildert, der die lieben Massen über den Reichtum und die Verschwendung von Millionären, Unternehmern und Adligen in Neid und Bewunderung versetzen, zugleich doch aber auch durch den verdienten Sturz solcher Bevorzugten des Schicksals mit Befriedigung erfüllen will. In diesen Filmen wird einerseits eine stark materialistische Weltanschauung gepredigt, eine Überschätzung von Reichtum und Lebensgenuß, anderseits wird in ihnen dem neidischen Klassenhaß der Masse geschmeichelt. Das gesamte Gebiet des geschmacklosen Films zeigt uns wie in einem Spiegel Züge unserer kulturellen Entwickelung, die nicht gerade angenehm und erhebend berühren. Hier ist noch viel Kulturarbeit zu leisten.

Aber vor allem ist das wirtschaftliche Problem der Kinoreform noch lange nicht gelöst, das hat uns gerade die Kriegszeit mit erschreckender Deutlichkeit bewiesen. Es handelt sich dabei, wie oben erwähnt, um die Frage, wie man den deutschen Filmmarkt von der Herrschaft des ausländischen Films befreien und der deutschen Industrie zur Eroberung dieses Marktes behilflich sein könnte. Der Kampf gegen das Monopol einiger ausländischer, namentlich französischer Firmen auf dem deutschen Filmmarkte hatte gerade kurz vor Ausbruch des Krieges recht scharfe Formen angenommen. Man hatte Einfuhrzölle auf ausländische Filme und ähnliche wirtschaftliche Maßregeln im Interesse der deutschen Wirtschaft und der deutschen Kultur gefordert. Alle diese Forderungen und mehr noch schien ja nun der Krieg mit einem Schlage zu erfüllen. Gerade der gefährlichste und mächtigste Konkurrent auf dem deutschen Filmmarkte wurde ausgeschaltet: Frankreich. Aber alle Erwartungen, die man an diese Tatsache geknüpft hatte, wurden getäuscht. Zunächst ließ es das deutsche Kinopublikum sich gefallen, daß die im Lande befindlichen französischen Filme nach Beseitigung der französischen Fabrikmarken ihm ruhig weiter vorgespielt wurden. Als der Vorrat dann verbraucht war, setzte eine um so stärkere Einfuhr aus neutralen Staaten, zuerst auch noch aus Italien, dann vor allem aus Dänemark und Amerika ein. Auch heute noch sind schätzungsweise 50% aller in deutschen Kinotheatern vorgeführten Filme ausländischer, vor allem dänischer und neuerdings schwedischer Herkunft. Die deutsche Filmindustrie hat also auch nicht einmal während des Krieges vermocht, die durch das Fortbleiben der französischen und italienischen Filme auf dem deutschen Filmmarkte entstandenen Lücken in Ausnutzung der günstigen Gelegenheit durch eigene Erzeugnisse auszufüllen, ja sie fühlt sich anscheinend auf ihrem einheimischen Markte so wenig sicher, daß sie es für nötig hält, uns öfter in ausländischer, in amerikanisch-englischer Verkleidung zu kommen.

Anderseits soll nicht geleugnet werden, daß gerade die deutsche Filmindustrie während des Krieges auf manchem Gebiete der Unterhaltungskinematographie unleugbare Fortschritte gemacht hat. Namentlich das Filmlustspiel steht augenblicklich in Deutschland auf einer nicht zu verachtenden Höhe, auf einer Höhe, die um so angenehmer auffällt, wenn man ein Vergleich mit den von der deutschen

Industrie vorzugsweise und mit Glück gepflegten Charakter- und Situationskomödien im Film zurückdenkt an die Hanswurstiaden und Tölpeleien sowie burlesken Renn- oder Wettlaufkomödien, mit denen uns Frankreich und Italien vor dem Kriege beglückten. Ebenso darf die vollendete Technik und der Geschmack nicht verkannt werden, mit dem von einigen deutschen Firmen und ihren technischen Kräften die rein künstlerisch-photographische Aufnahme der Filme, der Ausschnitt des Bildes, die Beleuchtungsführung, die Verteilung von Licht und Schatten usw. besorgt wird. Solche Bilder können auch ästhetisch anspruchsvolleren Geistern gelegentlich hohen ästhetischen Genuß gewähren. Es gibt, von deutschen Firmen mit Glück gepflegt, eine künstlerische Kinematographie in demselben Sinne, wie es eine künstlerische Photographie gibt.

So scheint es, mit Rücksicht auf diese Ansätze zum Guten, die gefördert werden wollen, mit Rücksicht auf jene Auswüchse, die eine Kritik und Zurückdämmung verlangen, vor allem aber mit Rücksicht auf das eben geschilderte wirtschaftliche Problem an der Zeit, daß sich die Kinoreformbewegung wieder regt und wieder Leben gewinnt. Sie findet ein Ackerfeld, das in mancher Beziehung von früherer Bearbeitung her schon Früchte tragen will, an manchen Stellen noch oder wieder neues Unkraut trägt, überall aber als fruchtbar und anbauenswert erscheint.

Nur wird die Kinoreform, namentlich wenn sie das wirtschaftliche Problem des deutschen Filmmarktes zu lösen versucht, weniger negativ-kritisch als positiv mitarbeitend und zwar Hand in Hand mit der Industrie selbst arbeitend vorgehen müssen. Kinoreformer und Kinofachleute müssen Hand in Hand danach streben, daß die Erschwerung der ausländischen Filmeinfuhr, die der Krieg selbsttätig bewirkt hat, zugunsten der deutschen Industrie durch Einfuhrzölle oder ähnliche Maßregeln auch im Frieden erhalten bleibt. Beide Gruppen müssen ferner darauf hinarbeiten, das deutsche Kapital mehr als bisher für das Kinowesen zu interessieren; denn der Kampf um den deutschen Filmmarkt ist vielfach eine Geld- und Machtfrage. Ferner muß eine planmäßige Propaganda für den deutschen Film im Publikum durchgeführt werden, so daß diesem über die national-wirtschaftlichen und national-kulturellen Gesichtspunkte, die hierbei in Frage kämen, die Augen geöffnet würden. Am besten geschähe die Bearbeitung des gesamten national-wirtschaftlichen Filmproblems wohl von einer Zentralstelle aus, in der Kinoreformer und Kinofachleute (Industrielle und Theaterbesitzer) gleichmäßig vertreten sein müßten. Vielleicht könnte man auch daran denken, nach Friedensschluß von dieser Zentralstelle aus und mit Hilfe staatlicher Unterstützung eine Propaganda für den deutschen Film, aber vor allem auch durch den deutschen Film für deutsche Leistung und Kultur im Auslande zu organisieren.

Natürlich würde diese Propaganda nur dann nachhaltigen Erfolg versprechen, wenn unsere Filmindustrie erstklassige Leistungen dabei auf den Markt brächte. Auch bei dieser kulturellen Hebung des Kinos müßte nun der alte Hader zwischen Kinoreformern und Kinofachleuten einem Zusammenarbeiten Platz machen. Der Grund zum Hader würde auch sofort zum größten Teile fortfallen, wenn man das Kinotheater das sein und bleiben läßt, was es im Kriege tatsächlich geworden ist: eine reine Unterhaltungsstätte, und zwar eine Stätte leichter Unterhaltung. Man darf also in den Kreisen der Kinoreformer von dieser

Unterhaltungsstätte nicht mehr verlangen, als sie bieten will und kann. Die Klagen über die Vernachlässigung der belehrenden Kinematographie durch die Theater mögen in Zukunft verstummen. Man helfe vielmehr der Unterhaltungskinematographie bei der Ausgestaltung und Veredelung der Darstellungsgebiete, für die sie besonders günstige Mittel mitbringt: Filmlustspiel, Filmschauspiel, künstlerische Kinematographie in rein formalem Sinne, und sorge durch ständige Film- und Kinokritik in Tageszeitungen und Fachblättern für die Beseitigung von Geschmacksverirrungen einerseits und für Geschmacksschulung beim Publikum anderseits.

Die belehrende und die wissenschaftliche Photographie sollte die Kinoreformbewegung dagegen von nun an als ein Gebiet ganz für sich betrachten, das mit der Unterhaltungskinematographie und ihren Pflegestätten, den Kinotheatern nichts zu tun hat. Man erwartet ja auch nicht Weintrauben von der Heckenrose, wenn es erlaubt ist, jenes biblische Gleichnis etwas abzuwandeln. Für diese belehrende und wissenschaftliche Kinematographie bieten Hochschule und Schule, Bildungsverein und Vortragssaal, endlich besondere von der Stadt und dem Staat vielleicht zu unterstützende Theater geeignete Pflegestätten. Hier wird die belehrende Kinematographie zu ganz anderen Kreisen sprechen als die unterhaltende im gewöhnlichen Kinotheater. Es erscheint aussichtslos, dem Unterhaltungstheater und seinem Publikum die belehrende Kinematographie aufzuzwingen, die sie nicht haben wollen.

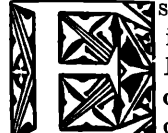
Wenn sich in den Gedankenkreisen der Kinoreformer Unterhaltungskinematographie und belehrende Kinematographie als zwei ganz von einander getrennte Gebiete reinlich scheiden, wenn man sich an den Gedanken gewöhnt hat, daß beide Zweige der Kinematographie an ganz verschiedenen Stellen und mit ganz verschiedenen Mitteln gepflegt werden müssen, so wird dadurch der wichtigste Anlaß zu den Mißverständnissen zwischen Kinoreformern und Kinofachleuten aus Industrie und Theaterbetrieb weggefallen und der Boden geebnet sein für ein Hand in Hand arbeiten beider Teile. Von diesem aber hängt der nationalwirtschaftliche und kulturelle Erfolg der Kinoreform in Zukunft ab[1].

---

[1] Bei Abschluß dieser Arbeit wurde bekannt, daß im Oktober 1916 im „Kaiserhof" in Berlin eine vorbereitende Versammlung für eine „Deutsche Lichtbildgesellschaft" getagt hat, die die kulturellen und wirtschaftlichen Interessen der Kinematographie durch Herstellung von Musterfilmen und Einrichtung von Mustertheatern fördern soll. Vertreten waren die Regierung und der deutsche Handelstag, der Zentral verband deutscher Industrieller, der Deutsche Städtetag, der Reichsverband Deutscher Städte, der Bund Deutscher Verkehrsvereine; nahestehen sollen dem Plane der Norddeutsche Lloyd, die Hamburg-Amerikalinie, der Hansabund, die Handelskammern. Dagegen waren die Kinofachleute nicht hinzugezogen. Der alte Fehler!

EINE NEUE JESUSDICHTUNG

Von Fritz Böhme



s ist weder Angelegenheit der Mode noch Spiel des Zufalls, daß sich in den letzten Jahren wieder Künstler des Wortes bestrebten, das Leben Jesu in seinem Verlaufe dichterisch zu gestalten. Man kann diese Tatsache auch nicht als religiöse Fülle schlechthin erklären, dazu bergen die Schöpfungen zuviel Kritik und Unzufriedenheit in sich und sind eher der Fehdehandschuh, den ein einzelner der allgemein üblichen Auffassung von Religion hinwirft, eher Ausdruck von Negativem, geboren aus Sehnsucht, als Äußerung innerer Freude am religiösen Leben unserer Zeit.

Daß diese Künstler aber zumeist in enger Anlehnung an die Berichte im Neuen Testament ihr religiöses Fühlen und Hoffen gestalteten, findet seinen Grund darin, daß Jesus für uns trotz mancher entgegengesetzten Strömungen immer noch der Inbegriff der Erfüllung religiösen Sehnens geblieben ist. Weil man glaubte, daß die Darstellung seines Lebens in einer mit den Fragen unserer Zeit gesättigten Fassung auf die Harrenden und die Trägen die stärkste Wirkung des Aufweckens und Bestärkens ausüben würde, griff man zu ihm als dem geeignetsten Gegenstand für religiöse und zugleich sittlich vertiefende Dichtung. Denn die Gestalt Jesu wird auch als Gegenstand einer Dichtung niemals lediglich künstlerisch geformter Stoff und (wenn auch feinste) geistige Unterhaltung, sondern immer Angelegenheit des Herzens und Gemüts, Sache des Gewissens und der außerhalb aller künstlerischen Sphäre liegenden Überzeugung sein.

Dieser inneren Tendenz wegen sah man bei der Kritik der Jesusdichtungen in erster Linie nicht auf die Formung, sondern fragte nach dem Wahrheitsgehalt der Darstellung und verglich mit der Überlieferung. Maßstab der Beurteilung war also nicht künstlerisch-technischer Art, sondern theologisch-wissenschaftlicher: man untersuchte, ob das Gegebene vor der neuesten Forschung standhielt. So ging man an „Hilligenlei" von Gustav Frenssen, so an Peter Roseggers „Leben", so an Gerhard Hauptmanns „Emanuel Quint". Man durfte bei der Betrachtung dieser Dichtungen auch im allgemeinen die Frage der künstlerischen Gestaltung in den Hintergrund schieben, da sie für die Dichter offenbar nicht im Vordergrunde gestanden hatte, sondern es diesen im wesentlichen darauf angekommen war, die alte Überlieferung, die ihnen zu wenig Berührungspunkte mit dem Heute aufzuweisen schien, näher an die Jetztzeit heranzubringen, wobei schließlich diese Tendenz soweit ausgebildet wurde, daß wir in Hauptmanns Roman eine nach Uhdescher Malart vollzogene Umgestaltung Jesu zu einem unter uns wandelnden Menschen vor uns haben, von dem alles geschichtlich Überlieferte außer den Worten und ganz groben Zügen des Wandels, die aber eines Beigeschmacks der Karikatur nicht entbehren, abgefallen ist.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte aus hat ein junger Dichter, Siegfried Kawerau, das Problem der Jesusdichtung in seiner Schrift: „Rabbi Jesus von

Nazareth. Ein Versuch zur Klärung.“ (2. Aufl. Berlin, Karl Curtius 1915, 93 S. 8°.) zu gestalten versucht. Hatten sich die vor ihm Erzählenden — auch Hauptmann — möglichst an die Worte der Bibel gehalten und nur Landschaft, Kolorit, Umgebung vereinfachend und verändernd ergänzt und umgebildet, so glaubt Kawerau seine ändernde Hand vornehmlich an die für unsere Zeit durch den gewohnten Klang wirkungslos gewordenen Worte und an die verwirrende und sich widersprechende Fülle von Einzelhandlungen und Situationen anlegen zu müssen. Durch diesen Standpunkt kommt in sein Werk ein Doppeltes: einmal hat er die Möglichkeit, die Sprache den Anforderungen des neuzeitlichen Stils als Ausdruck geistiger Bewegtheit anzupassen und zum andern gewinnt sein Werk durch die geradlinige Entwickelung der Tatsachen an Hand des inneren Werdeganges Jesu an Geschlossenheit, Übersichtlichkeit und Überzeugungskraft.

Es wäre falsch, wollte man an diese Dichtung nicht auch die Frage stellen, auf welchem Grunde der Forschung sie stehe. Der Dichter macht dem Leser aber (ähnlich wie es Frenssen tat) Beantwortung und Stellungnahme dadurch leicht, daß er in einem Nachwort die Literatur anführt, die ihn bei der Darstellung besonders geleitet hat. Es sind dies die Schriften von Albert Schweitzer. Über die Zulässigkeit dieser Basierung aber Erörterungen anzustellen, würde weit über den Rahmen dieser allgemeinen Kennzeichnung des Werkes hinausgehen; es mag genügen festzustellen, daß der Dichter das Seele und Gemüt rührende Bild eines für seine Idee und Hoffnung in seinem Volke wirkenden und sterbenden einzigartigen Menschen darstellt, der erst im letzten Atemzuge den eigentlichen Sinn seines Seins und Leidens, die Erlösung der Menschen aus der Umstrickung durch Weltlichkeit und Veräußerlichung, erkennt: „Er sah das Reich Gottes, das er für sichtbar und sinnlich gehalten über alle Wirklichkeiten, sich zurückziehen aus dem Glanz der neuen Sonne, aus dem Prangen der neuen Erde, aus dem Blut und den Gliedern der Auserwählten in eine überirdische Kraft wie von Feuer, die in den Seelen der Dinge und Menschen wie Geheimnis glühte. Und getaucht in diese Kraft erfüllte ihn unendlicher Friede, und seine Seele jauchzte im Todesschrei auf.“ Wir überlassen die Besprechung dessen, ob das Wagnis, das in jeder, also auch in dieser Jesusdichtung liegt, sich vor dem Richterstuhl der neuesten Forschung als berechtigt erweist, und die gewiß geteilte Antwort darauf, ob das Werk eine dogmatisch-unhaltbare Auffassung vertritt, denen, die von Berufs wegen dazu verpflichtet sind, diese Gegenstände zu behandeln und möchten nun noch auf die Formgebung des Ganzen und die Gestaltung im einzelnen eingehen.

Kawerau hat nur für den Gesamtfluß der Handlung die Forderung der Vereinfachung übernommen. Wie andere vor ihm auch summiert er das in den vier Evangelien Überlieferte auf einige Grundlinien, die zu der inneren Entwickelung Jesu als Helden der Darstellung äußerlich eine entsprechende, undurchbrochene und deshalb nicht ablenkende Parallele bilden. Er arbeitet einige Höhepunkte scharf heraus, um die er das Ganze gruppiert.

In der Durchbildung und Beseelung der einzelnen Situation geht er aber ganz andere Wege als seine Vorgänger. In einer Gegenüberstellung möchte ich seine Art deutlich machen. Rosegger erzählt: „Als sie noch so reden, drängt sich ein junges Weib in den Saal, eine von solchen, die ihm überallhin folgen und ungeduldig

vor der Tür schmachten, während der Meister im Hause auf Besuch ist. Tiefgeduckt, fast unbemerkt eilt sie herbei, hockt sich nieder vor Jesus und beginnt aus einem Gefäß ihm die Füße zu salben. Er läßt es ruhig geschehen; der Gastherr aber, der ihn geladen, denkt bei sich...". Frenssen berichtet: „Ein Nationalist, Simon mit Namen, ein reicher Mann, der gern berühmte Leute bei sich sah und gern den Weitherzigen spielte, lädt ihn zu Gast. Protzig ist die Tafel in offener Halle gedeckt; mit nackten Füßen sitzen die Gäste nach Landesweise. Da entsteht in der Tür ein Gedränge. Ein armes Mädchen, gequält von der Not eines wilden Lebens, hat gehört, daß er da sei, er, von dem man erzählt, daß in wunderbarer Weise ein Geist Gottes in ihm sei. Sie steht und sucht ihn und kennt ihn an seinen treuen, gütigen Augen, und ihr brechen die Knie. Und wie sie da liegt, sieht sie seine Füße voll Wegstaub, und sieht eine Wasserschüssel stehen, und kniend und weinend wäscht sie seine Füße und beugt sich tief, und trocknet sie mit den langen Strähnen ihres Haares. In der Halle ist es still geworden. Man hört nichts als ihr bitterliches Weinen. Da sah der gute Held auf und sah das Gesicht seines Wirtes und sah den heimlichen Hohn darin...". Diese Situation gestaltet Kawerau folgendermaßen: „Am nächsten Tage ging der Rabbi nicht nach Jerusalem, sondern blieb in Bethanien mit den Seinen im Hause eines Freundes. Er wollte sich in der Stille bereiten für den letzten Kampf und wollte seinen Getreuen Einkehr gönnen vor der großen Entscheidung. Und der Rabbi saß im Kreise seiner Freunde zu Tisch. Sie waren in der offenen Halle, und der süße Duft der Mandelblüte durchzog wie feines Gespinst den Raum. An der weißgetünchten Hauswand, an die die Holzhalle sich lehnte, war ein Abglanz der sinkenden Sonne, und auch die Köpfe der Sitzenden waren im letzten roten Lichte des Scheines. Man hörte hastende, zögernde und wieder hastende Schritte im Garten. Ein Weib in dunklem, blauen Gewande stand verlegen in der Tür, umrahmt von der Glorie des Abends, die das stahlblaue Haar der Frau mit violetten und grünen Lichtern überspielte. Ihr suchender Blick fand die Weihe des bleichen Antlitzes, das fast gespenstisch aus dem Schatten eines Holzpfostens aufsah. Ohne zu fragen schritt sie zum Rabbi, kniete am Boden, setzte die weißen Füße des Rabbi mit sanftem Zwange in ihren Schoß, über dem das sich lösende Haar wallte. Und sie küßte die Füße, und heiße Tränen fielen darauf, die sie ängstlich mit ihrem Haar trocknete. Keiner sprach ein Wort, alle waren gegeben in die Andacht der Stunde. Da hob das Weib die weißen Füße aus dem dunklen Schoß und dem Netz ihres Haares vorsichtig wie ein Kind aus dem Korbe und ließ sie behutsam für sich, weil sie den Übergang zum Entfernen und Lassen finden mußte, und erhob sich langsam. Und stand mit gelöstem Haar und dem weißen Schein ihrer Haut um Augen wie Ströme in sternhellen Nächten, stand und hielt mit mühsam steigenden Händen ein Gefäß über das Haupt des Rabbi, der sich demütig neigte. Und ließ herniedertropfen köstliches Salböl auf den Scheitel dunkelringelnder Locken, die herabfielen über sein Antlitz, das wie bleiches Mondlicht hinter schwarzem Geäst war. Süßer, würziger Duft erfüllte wallend die Halle und Garten, das Netz des Mandelblütenduftes wurde hochgehoben zur Holzdecke und zu den Wipfeln der Bäume und lag wie graue Spinnwebe auf der großen hellroten Wunde dieses Nardenduftes. Etliche der Männer sogen den Duft wie roten Wein aus Rubinschale, etliche lehnten ab, mit den Händen ihn wirrend und zerrend wie purpurgewebten Schleier, etliche schüttelten wie Mohn den Blütenstaub der

Sinner heraus und sahen nur noch den Prunk der Verschwendung. Diese sprachen heimlich unwillig..."

Ich habe diese Gegenüberstellung so weit ausgesponnen, weil aus ihr deutlich das Neuartige hervorgeht, das dem Werke Kaweraus eigen ist. Es liegt ihm gar nichts daran einfach und im kargen Sinne volkstümlich zu schildern; es ist nicht seine Sache Andeutungen und Seitenblicke auf heutige Zustände und allgemeine Möglichkeiten zu machen oder charakterisierende Nebenbemerkungen und historische Erklärungen zu geben; er vermeidet es, Jesus als Helden und als Bewunderten darzustellen, und doch wächst seine stille Größe aus diesem Bilde, das in Farbengebung und Abtönung, in Nebeneinanderstellung der Gestalten und Versinnlichung des Raumes an Giorgione und zugleich an Zwintscher erinnert. Langsam und schreitend steigt im Gegensatz zu einer nur gesagten Handlungsreihe die Situation vor dem inneren Auge des Lesers auf, unterstützt durch eine Feinfühligkeit in der Wahl sinnlich wirkender Worte, die an Rainer Maria Rilke erinnert, als dessen Schüler sich Kawerau bekennt. Nichts ist nur hingeschrieben, keine Geste nur gesagt, lebendig und durchgeistigt sind die Menschen im Raum und Natur als Abglanz der Stunde gestaltet. Und doch vermeidet Kawerau das Zufällig-Absichtliche, das Frenssens Darstellung durchzieht: Die Absichten des Mädchens, über dessen Sein und Wesen kein erklärendes Wort den Leser mit Vorurteilen erfüllt, treten in ihrem Tun zutage und, ohne daß es ausgesprochen wird, spüren wir, daß diese Tat das Ergebnis eines langen inneren Ringens und im Bewußtsein der Notwendigkeit geschehen sein muß. So gibt uns Kawerau eine bis ins einzelne in sich streng und konzentriert aufgebaute, künstlerisch geschlossene und lebendurchglühte Situation.

Die Betonung des Einzelnen im Ganzen aber bezieht sich — auch dies im Gegensatz zu seinen Vorgängern — über die Durchgestaltung der Teilsituation hinaus bis auf das einzelne Wort. Der Dichter hütet sich vor allzu abgebrauchter Münze der Sprache und scheut sich nicht, neuen Bildungen Aufnahme zu gewähren. Ist dies schon aus den angeführten Stellen zu entnehmen, so ist noch darüber hinaus darauf hinzuweisen, daß er die Worte Jesu umbildend in einer Gestaltung gibt, die aus seinem Gesamtstreben durch Sinnlichkeit Geistiges zu übermitteln hervorwächst. Er sagt über diese seine Tendenz im Nachwort folgendes: „Es kam vor allem darauf an: statt des alten, allzu vertrauten Klanges, der unsere Ohren gestopft hat, daß wir den Sinn nicht mehr hören, neue Klänge zu geben, die aufhorchen und stutzig machen. Hier galt es: lieber verletzende als weiche, abgleitende Worte." Daß diese Aufgabe ihm große Schwierigkeiten aufbürdete, daß mancher Ausdruck zwar weniger hart und verletzend, wie er im Nachwort sagt, wirkt, sondern eher schwerverständlich und dunkel erscheint, ist nur natürlich, da es sich um einen inneren Loslösungsprozeß von Altüberliefertem, auch in der Vorstellungswelt automatisch und traditionell Gewordenem handelt. Aber ebenso, wie sein Können im Hinblick auf Handlung ein Werk künstlerischer Geschlossenheit gestaltete, ist es ihm auch auf diesem Gebiete feinster Schattierungen und zartester Linien gelungen, Wortkunst im Sinne seelischen Eindrucks durch Klang und Bild zu schaffen.

LANDAUFENTHALT FÜR STADTKINDER[1]

Von Dr. Heinrich Pudor

Wer Kinder hat und nicht in sehr guten Verhältnissen lebt, wird in den Ferien täglich und stündlich in Verlegenheit kommen, was er mit seinen Kindern machen soll. Ja, es ist kein Zweifel, daß der größere Teil der Schulkinder in den Ferien verwahrlost und alle guten Ansätze und Keime, die ihm Elternhaus und Schule erst beigebracht, wieder verliert. In Belgien und Frankreich hat man Kinder-Ferienschulen eingerichtet. Etwas Ähnliches sollten auch wir tun. Ich denke an Ferienheime für Kinder, die auf dem Lande, in näherer oder weiterer Umgebung der Stadt einzurichten wären (Schlafsäle in Holzbauten nach Art der Baracken, unter Aufsicht von Schwestern und einem Lehrer), wo die Kinder auf folgende Weise beschäftigt werden: Feldmäßiger Gemüsebau, etwas Landwirtschaft und Viehhaltung, Korbflechten und andere landwirtschaftliche Industrie, etwas Schularbeit, Gesang und Spiel, bei schlechtem Wetter Knabenhandarbeit und Mädchenhandarbeit. An Sonntagen werden die Eltern zugelassen. Die Heime können außerhalb der Ferienzeit als Erholungsheime für kränkliche und genesende Kinder benutzt werden.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich eines Morgens mit der Post zu gleicher Zeit die Maschinenabschrift eines Aufsatzes „Rechnen als Anschauungsunterricht" und aus Amerika das neue Heft der trefflichen Zeitschrift „The Craftsman" erhielt mit dem Aufsatze „Ist unser gegenwärtiges Feriensystem eine Gefahr für die Gesundheit und den Fortschritt unserer Schulkinder". Beide Arbeiten waren aus dem gleichen Geiste entstanden, davon ausgehend, das Kind als ein organisch wachsendes Wesen zu betrachten, nicht als eine Drahtpuppe. „Ein Kind greift zuerst nach dem konkreten Beispiel und schreitet von diesem weiter zum Abstrakten", heißt es in dem Aufsatz der amerikanischen Zeitschrift. Wir aber, setze ich fort, quälen es und betäuben es, indem wir abstrakte Begriffe und Zahlen in das Kind hineintrichtern, so, als wenn wir einem Pferde, statt ihm Hafer zu geben, ein Lehrbuch über landwirtschaftliche Futtermittel in die Krippe legen wollten. Die schrecklichste aller Erfahrungen des kindlichen Lebens nennt der Verfasser dieses Aufsatzes die Schule, in der das Kind den ersten Geschmack von Gesetz und Strafe bekommt, in der es sich wie in einer Strafanstalt fühlt, und in der es die traurige Erfahrung macht, daß, zu trinken von dem großen, rauschenden Strom der Weisheit und Wahrheit, eine Qual, eine Bürde, eine Not ist. „Wir haben ein System der Erziehung entwickelt, nach welchem Kinder,

---

[1] Anläßlich des durch die Presse gehenden Aufrufes „Die Kinder aufs Land!" dürften die nachfolgenden Ausführungen, welche sich besonders mit den amerikanischen Ferien- und Sommerschulen befassen, am Platze sein. Der erwähnte Aufruf geht von dem Verein „Landaufenthalt für Stadtkinder E. V.", Berlin W. 9, Potsdamer Straße 134a aus, welcher unter der Schirmherrschaft der Kaiserin steht und dessen Vorsitzender Oberbürgermeister Scholz, Charlottenburg, ist.

dürstend nach dem Leben, mit dem strengen Arm des Gesetzes angepackt werden, mit der ewigen Furcht vor Strafe in ihrem Herzen. Und doch ist das Kind von Natur nichts weniger als faul: Untätigkeit ist das Schrecklichste für das Kind.“ Selbst das Spiel und Spielzeug bietet dem Kinde zumeist viel zu wenig Gelegenheit, seinen stärksten Trieb, den nach Selbständigkeit, den Schaffenstrieb, wirken zu lassen. Deshalb nimmt es das Spielzeug auseinander und versucht, es selbst zusammenzusetzen, und deshalb macht es sich sein Spielzeug am liebsten selbst. „Die Mütter und Väter sind es, welche Spiel und Arbeit trennen und die Arbeit ihren Kindern zur Qual und die Untätigkeit zum vermeintlichen Entzücken machen.“ Wo ist der Erzieher, fügen wir hinzu, der es fertig bringt, Arbeit und Spiel zu verbinden, so daß sie eine untrennbare Einheit werden? Fröbel, der immer noch nicht verstanden wird, wollte es tun. Hier steht die Streitfrage der ganzen Erziehungslehre vor uns.

Und da wir nun das Kind in der Schulzeit quälen, wie einen Schmetterling, den wir im Netze fangen, um ihn mit unseren rohen Fingern zu packen und ihm den köstlichen Staub von den Flügeln zu wischen und eine Nadel durch seinen Leib zu stecken, so suchen wir darnach unser Gewissen zu erleichtern, indem wir dem Kind in den Ferien die Nadel wieder aus dem Leibe ziehen, um bei jenem Beispiel zu bleiben, und es in das Vergnügen hineinstoßen, so wie man einen Hund ins Wasser wirft. Verwundert sieht sich das Kind um und frägt sich, was das soll, wird irre an sich selbst und kommt — nervös aus den Ferien in die Schule zurück. Und das war dann die einzige wirkliche Freude der seligen Kindheit, die Ferienzeit — als Entschädigung für die Grausamkeiten, Peinigungen, Ängstigungen der elf Monate Schulzeit.

Schwarz gesehen — nicht wahr? Ich wünschte es wohl, aber ich fürchte, in den Augen von solchen, die sich durch das liebe Herkommen und die süße Gewohnheit den Gesichtswinkel nicht haben verrücken lassen, entspricht es vollkommen den Tatsachen.

An der Wurzel gepackt ist das Übel nur zu bekämpfen durch die Familienschule und Gemeinde-Familienschule[1]. Solange wir aber bei dem bisherigen System bleiben, daß wir die Schulverwaltung auf eine Stufe mit der Gefängnisverwaltung stellen, kann vielleicht die amerikanische Methode der Ferienschule immerhin einige der Sünden wieder gut machen. Unsere Kinder kehren nicht erfrischt und gestärkt für die nervöse geistige Hetzjagd aus den Ferien in die Schule zurück, weil sie in den Ferien so viel unbegrenzte Freiheit und Untätigkeit haben, daß sie für den folgenden Schulzwang nur um so weniger tauglich werden, sagten sich die Amerikaner und begannen damit, Ferienschulen zu errichten. Die erste Ferienschule wurde in Newark im Jahre 1885 gegründet, und die Bewegung verbreitete sich so rasch über das ganze Land, daß jetzt ein Drittel aller Städte von mehr als 30 000 Einwohnern Sommerkurse in dieser oder jener Art eingerichtet haben.

---

[1] Vgl. hierzu die Abhandlung des Verfassers: „Familienerziehung“ in der Schrift: Gedenke, daß du ein Deutscher bist. I. Deutsche Erziehung. München 51. M. Kupferschmidt. Preis 1.40 Mk.

Einen Besuch in einer dieser Ferienschulen, und zwar im Osten von New-York City, schildert Clarence Arthur Perry in seinem neuen Buch „Erweiterung des Schulsystems“ („Wider use of the school plan“). „Hindurch und hinunter in der Sommerhitze durch die winkeligen Gassen dieses dunklen Distriktes, wo kaum die Luft in den Straßen Raum zu haben scheint, sich zu verbreiten, führt ihn sein Weg, bis er sich endlich in den kühlen Gängen des Schulgebäudes befand. Alle, welche diesen Weg gemacht haben, empfingen einen tiefen Eindruck von dem Gegensatze zwischen Straßendunst und Schulflur, und sie haben sich gefragt, was es für die Kinder dieses Gebietes der Millionenstadt bedeuten muß, aus dem Gewirr der Straßen sich in die Ruhe und Kühle der Arbeitsstätten zurückzuziehen. Denke dir einen großen Raum, angefüllt mit Hobelbänken, in dem die Werkzeuge der Arbeit sprechen. Hier eine Gruppe von Knaben, die mit Arbeiten verschiedener Art beschäftigt und so vertieft sind, daß sie nicht bemerken, wie der Lehrer hinter sie tritt, bis er sie an der Schulter berührt, um ihnen Rat und Anregung zu erteilen. Auch Mädchen sind in der Schule, beschäftigt mit Handarbeiten, Schneidern, Putzarbeiten. Und in dem Raum für hauswirtschaftliche Arbeiten — eine Vereinigung von Küche und Schulraum — lernt eine große Zahl Mädchen kochen und alle Arten der Hauswirtschaft. Wie dankbar wird manche Mutter an diese Ferienschulen denken! Es ist bewiesen, daß die Ferienschulen den Durchschnitt der Lebensweise einer ganzen Gemeinde gehoben haben: die Wohnungen werden sauberer gehalten, die Säuglinge besser gewartet, es wird mehr nahrhafte Kost statt Kaffee gegeben, und es wird dabei haushälterischer gewirtschaftet. Jedes Jahr verlassen über eine Million Kinder die Schule. Im vergangenen Jahre konnten in New York City 100 000 Kinder nicht versetzt werden. Das bedeutet für die Steuerzahler eine Mehrausgabe von 23 Dollars für jedes Kind, und für das Kind selbst einen Verlust kostbarer Zeit oder Entmutigung oder gar Abgang von der Schule. Hier erfüllen die Ferienschulen, welche vier Dollars für jedes Kind kosten, eine wichtige Aufgabe; denn es ist bewiesen, daß Kinder, die vor den Ferien keine Aussicht haben, versetzt zu werden, im Herbst den Standpunkt der Klasse erreicht haben. Ein Beispiel bildet die höhere Sommerschule von Cleveland. Sie wird jährlich durchschnittlich von 250 Schülern besucht. Bis jetzt wurden nicht weniger als 1200 Schüler gezählt, die mitkamen, einzig und allein infolge der Tätigkeit der Ferienschulen. Und im Jahre 1909 wurden in ganz New-York 700 Gymnasialschüler gezählt, die nur durch die Nachhilfe der Sommerschulen befähigt wurden, in die höhere Klasse aufzurücken. Die Lehrer der Ferienschulen aber gestehen, daß sie von dem Eifer der Kinder oft selbst überrascht sind: sie sind mit Liebe an der Arbeit und mit ganzer Seele dabei. Dabei muß man bedenken, daß der Besuch freiwillig ist. Die Einrichtung ist fast überall die gleiche. Es werden gelehrt: Nähen, Handarbeit, Kochen, Schneidern, Werkunterricht, Kindergarten, Zeichnen, Naturstudium, Tischlerei, Korbflechterei, Singen, Bewegungsspiele, Modellieren, Putzarbeiten, Metallarbeiten, hauswirtschaftliche Arbeiten, außerdem oft Schuhmacherei, Kleinkinderpflege, Gärtnerei und Anfertigung von Spielgeräten. Jedes Kind darf aber nur zwei Fächer wählen. In St. Louis z. B. ist der hauswirtschaftliche Unterricht besonders gründlich; alle Einzelheiten der Wäscherei werden gelehrt. Der Unterricht währt von ½9 bis ½12 oder von 9 bis 12 Uhr. Nur Fachmänner werden als Lehrer beschäftigt. Die Kosten betragen

in Cincinnati und Cambridge 1 Dollar 46 Cents, in New-York und St. Louis 4 Dollars 83 bzw. 97 Cents.

Was uns nun bei alledem auffällt, ist dies, daß der Unterricht in diesen amerikanischen Sommer- und Ferienschulen im Hause, statt wesentlich im Freien, erteilt wird. Wir würden uns Freiluftschulen für diese Zwecke wünschen, und die Einrichtung der Charlottenburger Waldschulen scheint uns gerade in den wichtigsten Punkten wesentliche Vorteile gegenüber dem amerikanischen Verfahren zu haben. Freilich nützen diese Charlottenburger Waldschulen den Kindern im Osten Berlins nichts, und selbst wenn man diese mit elektrischen Zügen hinausbeförderte, würde zu viel Zeit verloren gehen, und die ganze Sache sehr umständlich werden, es müßte denn sein, daß man in diesen Waldschulen die Zöglinge während der ganzen Ferien kasernierte. Aber es sind auch andere Wege denkbar, vor allem der, daß diese Ferienschulen in den ärmeren Stadtteilen in einem Teile der öffentlichen Anlagen in der Hauptsache als Freiluftschulen — kühlen Schatten findet man auch unter Bäumen, nicht nur zwischen Mauern — eingerichtet werden, und daß nur alles das, was unumgänglich in den geschlossenen Raum gehört, in Schulräumen gelehrt wird.

In der Freiluftschule aber müßte vor allem die Gartenarbeit berücksichtigt werden, die gerade in erzieherischer Hinsicht vor dem Spielunterricht, der heute vielleicht etwas zu stark in Mode gekommen ist, sehr viel voraus hat und ein ideales Betätigungsfeld nach den verschiedensten Richtungen, nicht nur in der Gartenarbeit selbst, bildet.

Aber wir möchten diesen Hinweis auf ausländische Einrichtungen nicht schließen, ohne ein Beispiel eines erfolgreichen Versuches in der Heimat, und zwar in Leipzig, zu erwähnen. Hier hat nämlich „der studentische Märchenausschuß an der Universität Leipzig“ sich zur Aufgabe gemacht, im Sommer Wanderungen für das geistige und leibliche Wohl der „Straßenjugend“ zu veranstalten und im Sommer 1916 hat er auf Vorschlag eines Rittergutes in der Nähe Leipzigs eine große Anzahl Kinder zur landwirtschaftlichen Hilfsarbeit hinausgeführt. Die „L. N. N.“ berichten weiter hierüber: „Mitglieder des Ausschusses beaufsichtigen die Arbeit der Kinder, deren Beköstigung und Entlohnung. Die dabei gemachten Erfahrungen waren zum Teil überraschend gut. Sind schon an und für sich die Kinder der niederen Volksschichten in der glücklichen Lage, durch körperliche Arbeit sich eine große Bewegungssicherheit anzueignen, so erregte es hier direkt Erstaunen, zu sehen, wie schnell und sicher sich viele Kinder an die ungewohnte Arbeitsweise anpaßten. Eine Überlastung der Kinder ist natürlich streng zu vermeiden, deshalb wäre es zu empfehlen, wenn ein Erwachsener, der die Leistungsfähigkeit der Kinder kennt, bei der Arbeitsverteilung anwesend sein könnte. Ferner wäre die in den „L. N. N.“ schon gegebene Anregung einer Unterbringung der Kinder auf längere Zeit durchaus zu befürworten, so viele Schwierigkeiten sich ihr auch in den Weg stellen. Denn der Rücktransport ermüdet die Kinder oft über das Maß, während sie sich bei dem Aufenthalt in der Landluft doppelt gut erholen könnten.

RUNDSCHAU

Fichte-Gesellschaft. — Die Philosophische Gruppe innerhalb der Fichte-Gesellschaft von 1914 veranstaltete am 28. u. 29. Mai eine Tagung in Weimar. Zweck dieser Begegnung war es, leitende Gesichtspunkte für die weitere Ausgestaltung einer philosophischen Vereinigung zu gewinnen, die das deutschidealistische Erbe aus deutschem Geiste pflegen soll, Am Montage fand eine Vortragssitzung statt. Professor Dr. Ferd. Jak. Schmidt, Univ. Berlin, sprach über „das Erbe Fichtes". In seinen gründlichen, weit ausgreifenden und gedanklich fein abgerundeten Ausführungen zeigte er zunächst, wie es im wesentlichen Fichte zu danken sei, daß die Philosophie in den Mittelpunkt des geistigen Lebens gerückt ist, wie der Ernst seines Ringens um den Sinn des Lebens den Grund für eine Weltanschauung gelegt hat, und wie ein neues Ideal der Humanität durch ihn heraufgeführt worden ist. — Am Dienstage eröffnete der Geschäftsführer der Gesamt-Fichte-Gesellschaft, Adalbert Luntowski, die Tagung mit einem Vortrage, der zuerst zeigte, was das Programmwort „Fichte" als verpflichtend zur Deutschheit in allem kulturellen Schaffen bedeute, und dann darlegte, wie auf den einzelnen Gebieten nach einjähriger Arbeit (die 600 Mitglieder geworben hat) feste Ansätze für die praktische Auswirkung des Grundgedankens gewonnen worden seien (örtliche Gruppen, Hamburger Fichte-Hochschule, Organ „deutsches Volkstum", Mitarbeit in der Bühnenreform usw.). — Bei den sich anschließenden mehrstündigen Beratungen ließ die lebhafte Beteiligung erkennen, wie die Notwendigkeit einer dem Geiste von 1914 entsprechenden Neuorientierung auch der Philosophie dringend empfunden wird. Ein Arbeitsausschuß übernahm es, die mannigfachen Anregungen einheitlich durchzuarbeiten und ihre praktische Durchführung vorzubereiten. Er wird in Kürze einen genauen Bericht ausgeben. Die Geschäftsführung ist dem Herausgeber des philosohischen Organs der Gruppe (der „Wege zu Fichte"), Arthur Hoffmann-Erfurt, Nordhäuser Str. 21, übertragen worden. Die nächste Versammlung soll im Herbste in Hamburg stattfinden. — Die Tagung endete mit einem Nachmittagstee, zu dem Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche die Teilnehmer ins Archiv gebeten hatte. Frau Dr. Lenore Ripke-Kühn-Berlin zeigte mit fein empfundenen Worten, wie Fichte und Nietzsche als zwei wirkensgewaltige Erzieher zu deutschvertieftem Wollen wesenhafte gemeinsame Züge tragen, wie also gerade von einer Fichte-Gruppe die Einkehr bei einem Nietzsche und das stimmungsvolle Verweilen in den Räumen, die dieses Großen Erdenwallen geweiht hat, als eine tiefe Anregung und als ein harmonischer Ausklang der Tagung empfunden werden könne.

A. H.

Jugendwehr 1854. Es ist zu verwundern, daß aus Anlaß der in den pädagogischen Blättern zur Zeit so hundertfältig besprochenen Jugendwehr eine Erinnerung unsres Wissens nur ein einziges Mal aufgetaucht ist. In der Preußischen „Lehrer-Zeitung" vom 8. August 1916 fand sich folgende G. K. unterzeichnete Notiz: „F. A. Lange über Jugendwehr. In seiner 1891 erschienenen Lebensbeschreibung berichtet Professor Dr. O. A. Elisen, wie dieser ausgezeichnete Mann vor mehr als 60 Jahren als junger Hilfslehrer in Cöln mit seinen Schülern alles Wesentliche von dem trieb, was heute unter dem Druck des Krieges in ganz Deutschland mit mit den Jugendwehren betrieben wird, und wie er in einer dem Unterrichtsministerium eingereichten Denkschrift seine auf Umgestaltung des ganzen Turnwesens zielenden Pläne begründete. Diese Denkschrift gab zu eingehenden Besprechungen im Ministerium Anlaß; sie wurde aber von Rothstein, dem damaligen Leiter der preußischen Zentralturnanstalt, abweisend begutachtet und hatte somit nicht den ge-

wünschten Erfolg. Für einen Philosophen ist es nicht unschicklich, seiner Zeit voraus zu sein. Lange war es auch in andern Dingen."

In Oberlehrerkreisen muß das genannte Werk wohl erstaunlich wenig Verbreitung gefunden haben, daß man sich dort dieser merkwürdigen Tatsachen heute anscheinend so garnicht erinnert hat.

Nationaler Idealismus und nationaler Idiotismus. — In den leuchtenden Pfingsttagen dieses Jahres bin ich durch mitteldeutsches Bergland gekommen, wo manche Stätte noch zu erzählen weiß von alter, deutscher Pracht und Herrlichkeit. Aber, wohin mich auch der Weg führte, überall fand ich die Herzen bewegt von zwei tiefen Grundstimmungen: von dem Ernst dieses ungeheuren Kriegsschicksals und von der flammenden Begeisterung für die Wiedergeburt unseres nationalen Lebens aus dem Geiste der sittlichen Freiheit. Wer all den durcheinanderwirbelnden Stimmen lauschte, dem mußte sich wohl das Gefühl aufdrängen, daß das Gemüt unserer Nation von neuen, verheißungsvollen Trieben beseelt ist, und doch klang auch manchmal der sorgliche Wunsch hinein, daß wir dabei bewahrt bleiben mögen vor allen verhängnisvollen Übertreibungen und Überspannungen. Die Entstehung der nationalen Bewegung unserer abendländischen Völkergruppe reicht bis in den Ausgang des Mittelalters zurück. Was jenseits dieser Zeit liegt, ist gekennzeichnet durch die Ausbreitung der universal-kirchlichen Gemeinschaftsbildung der germanisch-europäischen Völker. Die weltgeschichtliche Aufgabe dieser älteren Bewegung war es, der ganzen Menschheit eine gemeinsame Grundlage ihres Geisteslebens zu geben. Nachdem das dann aber geschehen war, besannen sich die Individuen und Nationen wieder auf das Recht ihrer persönlichen Eigenart, ohne doch die Zueignung der universellen Bildungsgüter hierbei preiszugeben. Damit begann die erste Epoche der Nationalbewegung, deren wesentliches Merkmal es ist, daß sie nur eine nationale Differenzierug der europäischen Universalgemeinschaft war, die dem Gemeinsamen lediglich ein volksindividuelles Gepräge gab. Dann aber setzte mit der großen französischen Revolution und den deutschen Feiheitskriegen eine zweite Epoche dieser Nationalbestrebungen ein, die in immar stärkerem Maße nicht mehr das Gemeinsame, sondern gerade die trennende Eigenart der Einzelnationen in allen Unternehmungen zur Geltung zu bringen suchte. Hier führte die Selbstsucht des nationalen Idiotismus immer lauter das Wort, bis endlich dieser furchtbare Völkerkrieg daraus entbrannte, der den Zerfall der alten, europäischen Bildungsgemeinschaft heraufbeschworen hat. Was ehedem war, kann so nie wieder auferstehen, und es fragt sich nunmehr, was daraus schließlich werden soll. Soll etwa endgültig dies höshst entwickelte Völkergebilde durch seinen nationalen Idiotismus wieder in die grimmige Barbarei der gegenseitigen Zerstörungswut zurückgeschleudert werden? Das wird nicht geschehen. Aber ein neuer Weg der Verständigung muß gezeigt werden, und die Führung wird dabei demjenigen dieser Völker zufallen, das in die kraftvollste Entfaltung seiner Eigenart zugleich den größten Gehalt der universalen Lebensgesittung hineinzuarbeiten die Fähigkeit hat, und das so die Idee der eigenen Freiheit zum Grundmaß der Freiheit aller Völker zu machen vermag. Im Gegensatz zum nationalen Idiotismus ist dies der nationale Idealismus. Und was uns heut der Weltgeist zu erkennen gibt, ist eben dies, daß der endgültige, höhere Sieg derjenigen Nation zufallen wird, die sich am entschlossensten über den bisherigen Idiotismus zu jenem weltüberlegenen Idealismus zu erheben berufen fühlt. Das aber war der Pfingstgeist, der mich in den deutschen Gauen wie ein heiliger Frühlingszauber ansprach, und der nicht wieder verwehen soll, bis er die ganze Welt erfüllt hat.

F. J. Schmidt

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

IX. Jahrg. Berlin, im Juni 1917 Nr. 3

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

ETZIN, Dr. FRANZ, Martin Luther; sein Leben und sein Werk. Gotha 1917. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. VII u. 181 S. Geb. M 3,—.

Dieses Büchlein ist auch eine schöne Gabe zum Reformationsfest, recht geeignet, weiteren Kreisen das Bild des großen Reformators lebendig zu machen. Dem deutschen Volke und der deutschen Jugend ist es gewidmet. Ihnen, nicht den gelehrten Kreisen, soll es in erster Linie dienen, ein innerliches Verhältnis zu diesem großen Deutschen zu gewinnen. Es ist keine Biographie in herkömmlichem Sinne, in der uns der Biograph die Linien, die großen und die kleinen, zeichnet; sondern aus den ursprünglichen Quellen, aus den Schriften, aus Briefen, Reden, gelegentlichen Äußerungen Luthers selbst und aus den verschiedensten zeitgenössischen Quellen sollen wir uns selbst beim Lesen ein Bild von Leben und Meinungen des Helden aufbauen. Der verbindende Text und die Anmerkungen beschränken sich auf die allernotwendigsten Angaben; ein brauchbares Personen- und Sachregister erleichtert die Benutzung; bei der Quellenübersicht vermißt man allerdings eine Angabe der wichtigsten Quellenpublikationen, aus denen die Stücke entnommen sind, und in denen der interessierte Leser sich weiter belehren könnte.

Soll eine solche Zusammenstellung ihren Zweck erfüllen, so muß sie sehr geschickt gemacht sein; sie muß die bedeutsamsten und charakteristischsten Quellen bieten, sie muß auf die ganze Persönlichkeit und ihr Werk ein helles Licht fallen lassen. Und wenn der Verfasser kein einziges eigenes Wort hinzugefügt hat — man wird doch aus der Auswahl erkennen können, ob eine Persönlichkeit sie geschaffen hat oder nicht.

Ich könnte mir ein solches Luther-Buch, das uns in Quellen den für uns lebendigen, uns nötigen Luther böte, noch anders, charakteristischer, eigener denken, freilich dann wohl auch in anderer Form, bei der der biographische Rahmen gesprengt würde, überhaupt das Geschichtliche zurück- und das Menschliche und Geistig-Seelische in den Vordergrund träte. Das war nun aber nicht der Plan dieses Buches, das vielmehr auch gerade den äußerlichen Lebensverlauf Luthers neben den Hauptmomenten seiner Bedeutung zur Darstellung bringen wollte. Und seinen besonderen Zweck erfüllt es denn auch recht gut und kann warm empfohlen werden.

Über die Auswahl im einzelnen wird man mit dem Her. nicht rechten; sie ist im allgemeinen geschickt, und es liegt in der Natur der Sache, daß mancher das

eine oder andere ihm besonders liebe Wort vermissen wird. Genug, daß nur die Person Luthers klar und vielseitig hervortritt und dem Leser lieb wird.

Der Her. erklärt, er habe „das Gelehrt-Dogmatische nach Möglichkeit vermieden". Das ist zu billigen. Aber ich wünschte doch, er hätte von dem Dogmatischen etwas mehr gebracht — es braucht ja nicht gleich gelehrt zu sein; so Stellen, die uns das echt evangelische Christentum, die ursprüngliche Ideenwelt Luthers, d. h. gerade das, was für uns heute so unendlich wichtig ist, noch näher gebracht hätten. Ich denke z. B. an Stellen aus seinen Predigten und aus den Erklärungen zu biblischen Büchern. Etwa wenn er die „Macht aller Christen" verficht, „Richter zu sein über alle Lehre und zu urteilen, was da recht sei oder nicht". (Predigt über Ev. St. Marc. 8, 1—9. Erl. Ausg. 132, 228 f.) oder Auslegung der Ep. St. Petri, Erl. Ausg. 51, 326 f. u. a. m. — Aber auch ohne dieses wird das Buch hoffentlich viel gelesen werden und Dr. Martinus neue Freunde gewinnen und alte erfreuen.

Wilh. Steffens - Berlin-Wilmersdorf

LEOPOLD, LUDWIG: Prestige, Ein gesellschaftpsychologischer Versuch. Nach den ungarischen und englischen Ausgaben vom Verfasser neu bearbeitet. Berlin: Puttkammer & Mühlbrecht 1916. 431 S. 8°. Geb. M 11,50.

Hier liegt ein Buch vor mir, wie es die Literatur kaum besitzt. Der Verfasser desselben ist ein sehr belesener Mann, welcher die Welt von einem Gesichtspunkte, dem das „Prestige", aus betrachtet. Alle möglichen Lebensverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart, bei den Wilden und in den Salons, bei der Arbeit und beim Spiel, in Scherz und Ernst werden von hier aus und in der Beleuchtung des Prestige betrachtet. Und die Dinge nehmen sich nun ganz wunderlich aus, wenn man ihnen den Schleier des Prestige wegzieht. Nun soll man aber nur nicht glauben, daß der Verfasser ein luftiger Phantast wäre, etwa ein geistreicher Denker, der seine Gedanken mit dem Begriffe des Prestige spielen läßt, wie die Wasserstrahlen des Springbrunnens mit einer farbigen Glaskugel spielen — nein der Verfasser bleibt immer auf realem empirischem Boden und alle seine Behauptungen werden streng wissenschaftlich bewiesen und aus Geschichte, Literatur und Leben belegt. Ein ganz wunderbares Buch! Man wird beim Lesen hin und her geführt, so daß die Bilder fast kaleidoskopisch wechseln, und doch hat die Arbeit, wie das Inhaltsverzeichnis zeigt, eine ganz strenge Disposition. Das kommt aber daher, daß der Verfasser seine Beispiele und Belege beständig sprunghaft wechseln läßt: jetzt ist man bei den Wilden Australiens, im nächsten Augenblicke bei Theodore Rosevelt, um dann bei Macchiavelli einzukehren und schließlich bei Kaiser Kommodus zu reden. Über Langeweile kann man sich bei der Lektüre nicht beklagen und man wird nicht dümmer dabei, man lernt sehen. Das ist oft ganz überraschend: durch Stellung, Beleuchtung, Vergleichung werden die bekanntesten Dinge in der Betrachtung des Prestige-Begriffes anders und die abgebrauchtesten Aussprüche und Tatsachen werden wie neu. Immer noch neue Gesichtspunkte! Wer hat je von prestigehaftem und prestigelosem Christentum gehört? Aber von dieser Seite betrachtet, lassen sich ganze Kapitel darüber so schreiben, daß man glaubt, man habe niemals etwas von Kirchengeschichte usw. gehört. Gewiß ist der Gesichtspunkt einseitig und subjektiv, aber höchst interessant. Das Buch ist wunderbarerweise wenig bekannt; kommt es erst in die breitere Masse des Volkes, mit anderen Worten: wird es Mode, so kann es das Glück eines Chamberlainschen Werkes machen.

Wolfstieg

Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. I. Band: Irland von Julius Pokorny. — II. Band: Rumänien von Otto Freiherrn v. Dungern. — III. Band: Schweden von Fritz Arnheim. Verlag Friedr. Andr. Perthes, Gotha. Bd. I u. II je M 3,—, Bd. III M 4,— geb.

Das Unternehmen des rührigen Perthesschen Verlages, in handlichen Bänden zu mäßigen Preisen eindringliche Darstellungen fremder Länder aus der Feder vorzüglicher Sachkenner zu bieten, ist mit Freuden zu begrüßen, zumal wenn dabei ein so treffliches Ergebnis zustande kommt, wie es in diesen drei Bänden vorliegt.

Der Weltkrieg hat uns sehr nachdrücklich und schmerzlich darauf aufmerksam gemacht, wie verhältnismäßig gering unsere Kenntnis fremder Länder ist. Wollen wir in kommenden Zeiten uns wieder emporarbeiten und die uns zukommende Stellung in der Welt erringen, so muß das anders werden. Für jeden ist eine vertiefte Kenntnis auswärtiger Völker und Staaten nötig, damit er ein gerechtes und verständiges eigenes Urteil sich zu bilden imstande ist; ganz besonders aber für diejenigen, die berufen sind, diplomatisch, politisch, wirtschaftlich, geistig oder sonst in irgend einer Hinsicht mit fremden Völkern in Verbindung zu treten, auf sie einzuwirken.

Die vorliegenden Bände sind vortrefflich geeignet, für solch ein Studium die Grundlage zu schaffen. Sie schildern Land und Leute und zeichnen lehrreich die Eigenart des Volkes, seine Besonderheiten, seine Vorzüge, seine Schwächen. Scharf umrissen, zieht die Geschichte des Volkes an uns vorüber, und besonders wertvoll sind die eingehenden Darlegungen, die der Schilderung des öffentlichen, des gesellschaftlichen und geistigen Lebens und der Entwicklung und Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens gewidmet sind. Statistische Zusammenstellungen, Karten, reichhaltige Literaturverzeichnisse, Register, erhöhen die Brauchbarkeit. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Das Schwergewicht liegt bei allen Bänden natürlich auf der Absicht, das Verständnis für die gegenwärtige Lage des betreffenden Volkes und Staates zu vermitteln. Dementsprechend sind auch die letzten Zeiten geschildert. Begreiflicherweise mußten sich die Verfasser aber dabei manche Reserve auferlegen. Künftige Neuauflagen werden uns vermutlich noch manchen interessanten Aufschluß bringen, so z. B. für die inneren Verhältnisse Schwedens. — Wie gesagt, alle drei Bände sind sehr zu empfehlen; den ersten Preis möchte ich für meine Person der ganz vorzüglichen Darstellung Arnheims zuerkennen.

Wilh. Steffens - Berlin-Wilmersdorf

PRZYBYSZEWSKI, STANISLAW: „Von Polens Seele". Eugen Diederichs Verlag, Jena 1917.

In der Reihe der „Schriften zum Verständnis der Völker" (Verlag Eugen Diederichs) erschien als fünftes Heft eine Studie des polnischen Nationalcharakters aus der Feder des bekannten polnischen Schriftstellers Przybyszewski. Der Verfasser, eine der hervorstechendsten Persönlichkeiten des literarischen Polens, sucht darin an der Hand der bedeutsamsten Schöpfungen polnischen Geistes die Grundzüge der polnsichen Eigenart auf eine Formel zu bringen und sie der deutschen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Als elementarste Eigenschaft der polnischen Seele erscheint ihm die „Sehnsucht", „jene seltsame, qualgebundene und im Tiefsten unstillbare „Verlangen nach dem Unendlichen", das als Ausfluß eines uferlos aufschäumenden Überschwanges sich in ungezügeltem Vorwärtsdrang und einer glühenden Alleinfühlung auslöst. Aus dieser spezifisch

polnischen Sehnsucht leitet er die Wurzeln polnischer Weltanschauung ab, entwickelt er zugleich die Wege und Ziele polnischer Kulturbestrebungen. Die Sehnsucht ist ihm die Weiserin zu jenem absoluten, die Ganzheit des Weltgeschehens umfassenden Bewußtsein, das sich letzten Endes zu einem mystischen Messianismus verklärt und im breiten Anbranden alles triebhafte Wollen des Volkes überflutet.

Mit dem Betonen des übersinnlichen Moments hat Przybyszewski der polnischen Eigenart eine neue, wenn auch einseitig formulierte Deutung gegeben. Elementarer aber als die Allheitssehnsucht der polnischen Seele, die eher einem ästhetischen als einem ethischen Bedürfnis entsprungen ist, erscheint mir das Allheitsstreben des russischen Genius. Beide sind in der slawischen Rassenart verankert, über beiden liegt jene wilde Schönheit und Zügellosigkeit, die aus der Weite unermeßlicher Steppen in die Seelen fließt. Aber was im russischen Geiste urwüchsig geblieben ist, ist im polnischen durch den Einfluß des Westens verbleicht und aus der Bahn gelenkt.

Przybyszewski hat sein Volk gezeichnet, wie er es als begeisterter Patriot in seinem Innersten erlebte. Indem er ihm prometheisches Wollen zuerkannte, hat er es über alle Wirklichkeit emporidealisiert und zum Träger einer überirdisch leuchtenden Idee gemacht. Gewiß hat jedes Volk durch sein Bestehen eine ihm von Gott aufgetragene Mission zu erfüllen; aber im Zusammenklang der Nationen, in der Wechselwirkung ungezählter äußerer und innerer Momente hat sich die ursprüngliche Berufung jedes Volkes verwischt und gewandelt. Und was schließlich als Niederschlag einer nationalen Eigenart zurückblieb, ist nichts anderes als ein Kompromiß aus tausend Gelegenheiten der Geschichte, der geographischen Lage, des politischen und kulturellen Milieus.

Orestes Daskaljuk-Berlin

SCHLIEBNER, HERMANN, Unteroffizier, „Mit der Armee Beseler nach Flandern und Russisch-Polen". Meine Erlebnisse als Mitkämpfer. 1.—5. Tausend. Berlin-Lankwitz, Wallmanns Verlag und Buchdruckerei. Ohne Jahreszahl. Kl. 8⁰. 86 S. M 1.

Das anspruchslose Büchlein verdient Beachtung und Verbreitung, da es nach einem zeitgemäßen Vorgedicht von Heinz Ewers und einem orientierenden Vorwort, in dem der Zweck der Sammlung der vorliegenden einzelnen kleinen Erzählungen angegeben wird, in neun kürzeren oder längeren, jedesmal mit passenden Einleitungsgedichten eröffneten Abschnitten, die gewaltigen Kämpfe der Armee Beseler in Flandern und Russisch-Polen schildert. Teilweise in behaglicher Breite beschreibt Verf. der Reihe nach zunächst seinen und seiner Kameraden Abmarsch zum Regiment und Einmarsch in Feindesland, den Franktireurkrieg und die Feuertaufe in Belgien, den Sturm auf St. Cathreins und die Einnahme der Festung Antwerpen, die Kämpfe vor Niewport, von denen die drei letztgenannten Kapitel entschieden die am meisten anziehenden des ganzen Buches sind, und die heißen Schlachten um Bixschote und Langemark, dann weiter den Aufbruch nach dem Osten, und in recht ansprechender Weise die Kämpfe am Bzura- und Rawka-Abschnitt. Das letzte Kapitel zeigt die Überschrift „Im Lazarett"; Verf. hebt dabei (S. 85) mit Recht hervor, daß man die heroische Seelengröße unserer Feldgrauen weit besser, in den Heilstätten als im Feuer siegreicher Gefechte erkennen kann.

Hinweisen wollen wir noch auf die gediegenen Schilderungen von Land und Leuten, sowie der Lebensweise und Verpflegung in allen Gegenden, die Verf. bei seiner Beteiligung am Feldzuge kennen gelernt hat.

Aus naheliegenden Gründen ist in dem Schriftchen natürlich das rein militärische Moment so gut wie garnicht berücksichtigt, desto gründlicher aber mit Recht das persönliche.

Direktor Dr. Karl Loeschhorn

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. **Ferdinand Jakob Schmidt,**

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Diedrich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. R. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek, Charlottenburg. Direktor Dr. E. Goebel, Marnheim i. d. Pfalz. Professor G. Hamdorff Görlitz. Frl. Maria Keller, Charlottenburg. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant z. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Dr. Jan van Delden, Gronau i. W. Professor Dr. Eickhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Charlottenburg. Chefredakteur von Kupffer, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. Dr. Mosapp, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Slamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Ssymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Börsenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte